

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338958](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338958)

# Im Heimatgau von Erzbischof Wendelin

## Meßkirch und Pfullendorf

Beide liegen beschaulich am Talrand, an sonniger Halde hingestreckt und luden seit je die Fuhrleute der hier vorüberziehenden Straßen ein, es ebenso zu machen und Mann und Roß verschnaufen zu lassen. In Meßkirch sind Halde und Tal breiter als in Pfullendorf, und die braune Ablach gleicht schon fast ihrer Schwester drüben hinter dem Wald, der Donau. Dafür hat man in Pfullendorf das Bächlein zum Stadtweiher gestaut, und ein Schwanenpaar und eine Unzahl dickköpfiger Karpfen gondeln und gumpen im schimmernden Spiegelbild der alten Giebel umher.

Die jüngste Vergangenheit hat den beiden Städtchen die Behörden und den Titel einer Amtsstadt weggenommen. Sie sind aber dennoch geblieben, was sie seit Jahrhunderten waren: Mittelpunkt eines weiten Bauernlandes, das hier seine Gaben zu Markt bietet und ebenso seinen Bedarf decken will. Dazu gehört auch der Bedarf an Freude und Abwechslung, den der Bauer sich dann und wann einmal gönnen möchte. Schon wochenlang vorher freut er sich auf den Tag, wo er den Ochsen verkauft, das viele Geld im Sack kitzeln spürt, sich breit hinter den Wirtstisch schieben und die Nase einmal recht mit dem Malzduft füllen, den Schnauzbart tief in das schaumige Braunbier hängen kann. „Was zum Essen g'fällig?“, fragt schmeichlerisch die Wirtin, „vielleicht e Schinkewurst oder 'n Landjäger? Bratwurst, e Briesle, e G'rösts? Oder 'n Ochsenmaulsalat, 'n Leberkäs? Oder 'n Schweizerkäs, 'n Backsteiner?“ Was es auch sei, es schmeckt anders als bei der Alten daheim, mit dem Senf dabei und den krachbraunen Schildbrotten und dem Bier zum Ablöschen oder gar mit dem Wein, der schmeckerig über die Zunge rutscht. Dazu noch ein rechter „Dischkurs“, daß man auch erfährt, was in der verbackenen Welt alles geschieht und daheim was erzählen kann und lachen

kann oder auch schimpfen, daß die Scheiben schettern. Es ist kein Mangel an Wirtshäusern, in Meßkirch wie in Pfullendorf. Jedes dritte Haus hängt sein einladendes Schild heraus. Sie reihen sich vom Rathaus bis zur Vorstadt hinaus: Kreuz, Bären, Lamm, Löwe, Schwan, Bäckerstub, Höll, Engel und Deutscher Kaiser, ein durstiger Rosenkranz alter, verrauchter, winkliger Wirtsstuben.

Die großen Tage sind die Jahrmärkte. Da haben sich in die enge Straße noch hundert Krambuden eingedrängt, und hier winden sich nun langsam die Marktbesucher hindurch. Sie werden gleichsam auf die ausgebreiteten Waren hingestoßen, die Enge des Durchlasses ist hier kaufmännische Berechnung. Je enger, desto lohnender, das weiß der „Marktschreier“, der gerade an den Kehren und Windungen der Straße die meisten Zuhörer und schließlich auch Käufer findet.

Weithin bekannt und weither besucht ist besonders der Pfullendorfer Viehmarkt. Er hat seinen Stand hoch über der Stadt zwischen der stillen Wallfahrtskapelle Maria-Schray und dem noch stilleren Gottesacker. Da lärmt und feilscht nun für etliche Stunden der Markt, da brüllt und grunzt und meckert es, da wandeln die schwäbischen Flüche eine reiche Tonleiter auf und nieder.

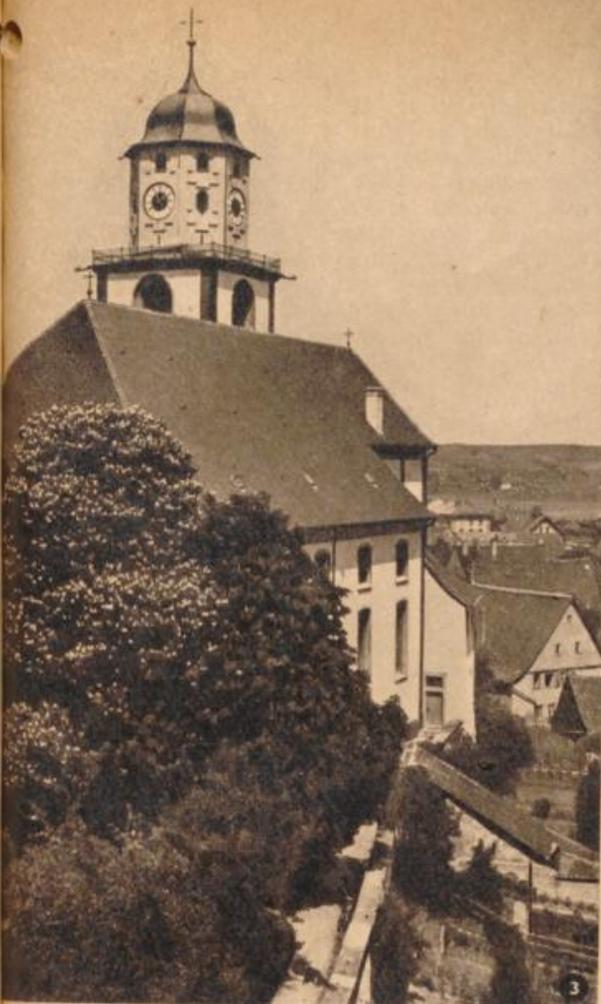
So ähnlich die beiden Städte nach Lage und Gewerbe, so verschieden ist ihre Geschichte, die dann dem Stadtbild im einzelnen das Gesicht gab. Meßkirch war viele hundert Jahre Sitz der Grafen von Zimmern und ihrer Erben, eine Herrenstadt also, Pfullendorf ebenso lang eine „Freie Reichsstadt“.

Pfullendorf ist trutzig um Kirche und Rathaus geschart und besitzt noch heute ein gut Teil seiner Wehrtürme und -mauern. Die Bürgerhäuser sind breiter, geräumiger, reicher als in Meßkirch, und sie wirkten noch stattlicher, wenn man nicht vor und nach 1900 die



meis  
zuge  
„das  
auf  
noch  
Trep  
Zeit  
ben  
ihre  
schei  
und  
ten.  
und  
seine  
die g  
keit  
Die  
Herr  
Eckt  
über  
ser e  
denst  
nach  
Fürst  
Von  
Ruhn  
den,  
rühm  
daß  
selbst  
bis z  
dern

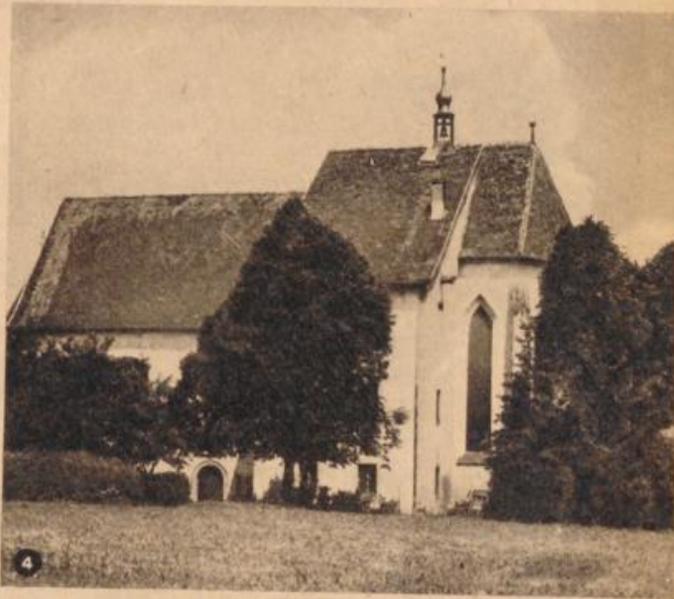
iben  
häu-  
edes  
schild  
e zur  
löwe,  
Deut-  
alter,  
e. Da  
ndert  
nden  
urch.  
teten  
asses  
nger,  
arkt-  
und  
hörer  
nt ist  
t. Er  
zwi-  
Maria-  
acker.  
unden  
eckert  
e eine



meisten der edlen Fachwerkgiebel mit Mörtel zugeschmiert hätte. Noch steht in Pfullendorf „das älteste Bürgerhaus Süddeutschlands“ auf seinen gewaltigen Eichenstämmen. Und noch steht am Ende der hundertstapfigen Treppe die Kirche, wie aus Albrecht Dürers Zeiten herübergerettet, mit schwäbischen Buben und Mädlen auf den Altären, die sich ihrer himmlischen Pracht beinah zu schämen scheinen und gern wieder in die nach Wurst und Wecken duftende Gasse entlaufen möchten. Noch ist zu erwähnen der reiche Spital, und wohl nicht durch Zufall ragt er mit seinen hohen, gotisch gestuften Giebeln über die ganze Stadt hinaus, Zeugnis der Redlichkeit und Tugend, Krone des Bürgerstolzes.

Die Krone von Meßkirch dagegen ist das Herrenschloß, ein breites Geviert mit vier Ecktürmen, sachlich, aber auch selbstbewußt über das unruhige Dachwerk der Bürgerhäuser erhoben. Die Grafen von Zimmern, Wildenstein und Meßkirch haben es gebaut und nach 1600 ihre Erben, die Helfensteiner und Fürstenberger darin geändert und gebessert. Von ihnen empfing die Stadt ihren Glanz und Ruhm. Und es darf schon Ruhm genannt werden, daß hier, in und um Meßkirch, die berühmte Zimmersche Chronik entstand, und daß in dieser Chronik nicht nur die Stadt selbst und ihre Menschen, vom Herrn Grafen bis zum Abdecker und Bettelweiblein, sondern darüber hinaus der Hof zu Stuttgart,

das Reichsgericht zu Speyer, das Hofgericht zu Rottweil, die Domherren von Konstanz, Straßburg und Speyer, der ganze west- und süddeutsche Adel mit all seinen Bindungen und Beziehungen bis nach Holland und Frankreich hinein, ein ganzes wildlebendiges und entscheidendes Jahrhundert abgebildet ist. Für die Grafen von Zimmern arbeitete auch der Maler, der in der Kunstgeschichte „Meister von Meßkirch“ heißt, und von dem leider nur noch ein einziges, aber herrlich farbenfrisches Bild, der Dreikönigsaltar, die Meßkircher Stadtkirche ziert. In dieser Kirche zu St. Martin sind auch zwei bronzene Grabplatten, die man nicht vergißt: die der beiden Zimmernschen Grafen Gottfried Werner und Wilhelm Werner, die eine Renaissancearbeit, die andere malerisch-barock. Wilhelm Werner kniet vor dem Gekreuzigten und scheint sich zu beschweren, daß der Herrgott ihm nur Töchter gab und so mit ihm der Name von Zimmern ausstirbt, der sich von den alten Cimbern seligen Angedenkens herleitet, wenn die Chronik mit ihren seitenlangen „Beweisen“ recht hat. Graf Gottfried Werner auf der andern Seite steht nun vierhundert Jahre im Harnisch vor seinen Meßkirchnern, wie er im Leben geharnischt vor ihnen stand, ein letzter Ritter, der den „Herrn Omnes“ nicht leiden mag, wie in der Chronik geschrieben ist, ein launischer, unbequemer Onkel für seinen Neffen und Erben, unbequemer noch



1. Als Dr. Wendelin Rauch sein Elternhaus in Zell am Andelsbach zum erstenmal als Erzbischof besucht, trägt dieses die Inschrift: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.“
2. In diesem stattlichen Bauernhaus in Zell a. A., unweit Pfullendorf, wurde Erzbischof Wendelin am 30. August 1885 geboren.
3. Die hochragende St. Martinskirche zu Meßkirch, dem Heimatstädtchen von Erzbischof Conrad Gröber selig.
4. Eine stille Herzkammer der Pfullendorfer Landschaft ist das Muttergottes-Kirchlein Maria Schray.

Fotos: Stadelhofer (1), Göckel (1), Archiv (2)

für seine Untertanen, ein schrulliger Schwabenkopf und doch ein Mann, der sich einprägt und der gehätschelte Held der von ihm nicht geschriebenen und wohl auch nie gelesenen Chronik.

Diese Kirche von St. Martin, barock und reich, doch nicht überladen, ist ein Raum lichter Freude und gläubigen Jubels, der recht zur Musik verlockt. Der Komponist Konradin Kreutzer hat hier zum erstenmal die von ihm dann so geliebte Orgel erklingen hören. Und sein braver Bürgerkopf auf dem Denkmal zwischen Schloß und Kirche lauscht noch immer zur Orgel empor, ob ihr kein Mißton entrinne. In St. Martin zu Meßkirch hat Erzbischof Dr. Conrad Gröber seine erste heilige Messe gefeiert, hat der Philosoph Professor Dr. Martin Heidegger sein erstes Vaterunser gebetet.

Das Meßkircher Blut war meist um ein paar Grad hitziger als das Pfullendorfer. Es war lange Meßkircher Ehrgeiz, im Wettlauf um den Fortschritt der Nachbarschaft um eine Länge voraus zu sein. Aber in einem ist Pfullendorf nun doch voraus: Es hat sich den Fremden und Erholungsbedürftigen angepaßt, die vor dem Krieg schon in jährlich wachsender Zahl dorthin kamen. Und vielleicht liegt

hier die Zukunft der beiden Städtchen. In unserem arm gewordenen Lande werden sich nicht mehr viele Leute die Reisen ins Ausland und den Besuch anspruchsvoller Kurorte leisten können. Aber in und bei den beiden Städtchen ist zu finden, was wir alle brauchen, die besinnliche, heilende Stille der Einsamkeit. Auf dem Weg von Meßkirch nach Pfullendorf — drei gute Stunden bergauf, bergab durch Wald und Bauernland —, da kommt der Wanderer mehrfach an Punkte, wo er gerne stehen bleibt und das Land überschaut: Mit großen, weit ausholenden Wellen wogt es vor ihm auf und nieder bis zum Himmelsrand, und alle die von Korn und Raps und Klee hell getupften Wellen sind dunkel umsäumt von nicht endenden Wäldern. Aber ein Platz ist — nicht weit vom Kirchlein des Pferdeheiligen Eulogius —, da ist gut sein, da möchte man eine Hütte bauen. Da reicht der Blick von der breiten Feste des Hohentwiel bis zur blitzenden Turmspitze auf dem schwäbischen Königsberg, dem Bussen; da stürzt das Auge in den Abgrund, darin der Bodensee schwimmt und hebt sich selig wieder empor zu den Schneebergen, die gleich Diamanten auf dem nebelblauen Sammet der Täler blitzen.

Anton Gabele

## Der leere Stuhl



kam einmal in ein sehr feines, vornehmes Haus zu sehr feinen, vornehmen, feierlichen Leuten, die zudem im Rufe einer großen, weltfernen Frömmigkeit standen.

Es war ein älteres, kinderloses Ehepaar, das von den Zinsen eines sehr hohen Bankguthabens lebte.

Ich wurde zu Tisch gebeten.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß die guten Leute nicht nur sehr viel Geld, sondern auch einen sehr schönen Brauch hatten.

Als nämlich das Mahl begann, stellten sie mit großer Feierlichkeit einen sehr feinen, vornehmen Stuhl an die Tafel und verneigten sich tief vor diesem leeren Stuhl, wobei sie sehr süße, aber mir unverständliche Worte lispelten.

Als das Mahl zu Ende war, verneigten sie sich wieder vor dem leeren Stuhl und murmelten mit gespitzten Lippen wieder diese süßen, unverständlichen Worte.

Da mir der vornehme Hausherr meine Verwunderung über dieses seltsame Gehaben mit dem leeren Stuhl wohl anmerken mochte, sagte er in verhaltenem, feierlichem Tone: „Es ist dies ein alter frommer Brauch bei uns. Wir nehmen keine Mahlzeit ohne diesen leeren Stuhl.“

„Und unsern lieben, unsichtbaren Gast, der

darauf sitzt“, ergänzte die würdige Hausfrau mit bedeutungsvollem Augenaufschlag.

Ich sah unwissend vor mich hin und schämte mich, daß ich dieses Rätsel nicht gleich erriet. Wohl um mir etwas daraufzuhelfen, fuhr der Hausherr fort: „Ja, bei jeder Mahlzeit haben wir diesen zwar unsichtbaren, aber sehr hohen Gast am Tische — auf dem leeren Stuhl.“

Da ich noch immer dumm vor mich hinstarrte, löste die Hausfrau meine Verwirrung mit dem befreienden Bekenntnis: „Es ist kein geringerer als unser lieber Herr Jesus, den wir bei jeder Mahlzeit als Gast auf dem leeren Stuhl sitzen haben. Das ist bei uns ein alter, aber frommer Brauch, von dem wir niemals lassen werden.“

Mir lief es eiskalt über den Rücken vor Schauern über den frommen Brauch dieser feinen, vornehmen, feierlichen Leute.

Sie erhoben sich steif und deuteten mir mit kühler Verneigung an, daß das Mahl beendet und ich entlassen sei.

Ich verließ das feine, vornehme, feierliche Haus und schalt mich einen Tölpel, weil ich das Geheimnis mit dem leeren Stuhl nicht selbst begriffen hatte.

„Du Heuochs“, sagte ich zu mir, als ich wieder allein war, „das hättest du doch leicht erraten können, das mit dem leeren Stuhl. Wo hast du nur deine Fünfe wieder gehabt? Was werden diese feinen, vornehmen, feierlichen Leute jetzt über dich denken und sprechen? Sicherlich werden sie jetzt den

ganz  
kopf  
um  
für e  
Di  
dem  
oft d  
chris  
und  
einer  
hohe

Wi  
ein  
saßen  
Rund  
die M  
dern.  
Das  
sel w  
Löffel  
ternd  
lacher  
Hol  
gewit  
dem  
baren  
Es  
Stuhl  
Platz  
Dutze  
gepre  
Ich  
wenig  
gab e  
hingeb



ganzen Wortschatz vom Esel bis zum Schafskopf erschöpfen. Jedenfalls bist du wieder um eine Erfahrung reicher. Also merk' dir's für ein ander Mal!"

Die längste Zeit ging mir das Erlebnis mit dem leeren Stuhl nicht aus dem Kopfe. Wie oft dachte ich bei mir: Es gibt halt doch noch christliche Leute, die fromme Bräuche üben und dem lieben Heiland bei jeder Mahlzeit einen leeren Stuhl zurechtrücken — dem hohen, guten, unsichtbaren Gast.

\*

Wieder einmal kam ich in ein Haus. Es war ein schlichtes Bauernhaus. Die Hausleute saßen gerade beim Mittagmahl in fröhlicher Runde: der Vater, die Mutter, die Knechte, die Mägde und eine große Schar von Kindern.

Das war ein Gewurle um die Suppenschüssel wie in einem Ameisenhaufen: blinkende Löffel, greifende Hände, schmatzende, schnatternde Mäulchen, pausbackige Wänglein, lachende Augen.

Holla, dachte ich, durch Erfahrung schon gewitzigt, was wird's bei diesen Leuten mit dem leeren Stuhl und dem hohen, unsichtbaren Gaste sein?

Es war keiner da, das heißt: kein leerer Stuhl wenigstens. Es hätte auch gar keiner Platz gehabt zwischen den anderthalb Dutzend großen und kleinen Essern, die in gepreßter Enge um den Tisch saßen.

Ich atmete auf: Hier konnte ich mich wenigstens nicht mehr blamieren; denn hier gab es keinen feinen, vornehmen, feierlich hingestellten leeren Stuhl.

Und der unsichtbare Gast?

Zwischen der Hausmutter und dem Hausvater auf dem Schragen saß ein kleines Kind, das den übrigen Kindern gar nicht ähnlich sah.

Die Hausmutter erriet meinen fragenden Blick und gab sogleich Bescheid: „Angenommen haben wir's, dies Patscherl, dies kleine, liebe Butziwackerl da. Hat keinen Vater und keine Mutter mehr. Und bei uns ist's gleich, ob elf Löffel in die Schüssel langen oder zwölf. Und wo für ein Dutzend gedeckt ist, da findet das Dreizehnte auch noch ein Bröckerl. Schickt Gott s' Haserl, schickt er auch s' Graserl. Gelt, du zuckersüßes Baunzerl mit deinem Zibebengesichter! O du G'schmacherl, du g'schmach's!" herzte die Hausmutter das angenommene Kind.

Dann löffelten sie fröhlich weiter, Hausmutter und Hausvater, Knechte und Mägde und eine große Schar von Kindern.

Ich aber dachte an die eigene Jugendzeit daheim, wo wir auch so fröhlich und dichtaufgeschlossen um die Suppenschüssel saßen, daß keine Laus mehr zwischen uns Platz gehabt hätte, geschweige denn ein leerer Stuhl.

Und dann dachte ich weiter: Eigentlich könntest du jetzt eine Geschichte schreiben mit der Überschrift: Der leere Stuhl. Eine Geschichte, wie du sie erlebt hast in den beiden Häusern. Und das Urteil sollen die Leser selber fällen mit einem heiligen Wort: „Wer eins von diesen Kleinen aufnimmt, der nimm mich auf!“

Was ist also besser: ein leerer Stuhl mit einem unsichtbaren Gast oder der Heiland, sichtbar geworden in einem Kindlein?

Franz Schröngamer-Heimdal



Wenn ihn der Glanz der Sterne in der Nacht erfüllt  
 Und silbern seinen Armriß zart enthüllt,  
 Dann träumt der Dom, er sei von seinen Wunden  
 Und alles sei, wie es vordem gewesen. [ganz genesen,

Die Nischen und Altäre stehen wieder rings im Kranz  
 Am Hochaltar und Lettner in der Kerzen Glanz.  
 Die frommen Beter kommen wieder Schar um Schar  
 Und neigen sich vor Kreuz und vor Altar.

Und wie er träumt ... ein Windstoß ... bröckelndes  
 Gemäuer, Dampf ein Fall -  
 Von schwerem Stein und hohler Widerhall!  
 Es weht wie Seufzen aus der siechen Stadt,  
 Die einst des Domes Ruhm geädelt hat.

Sie träumt mit ihm, sie seien ganz genesen,  
 Er ist der Zeiten Güter wieder, wie er einst gewesen,  
 Doch was ist Zeit, was Nähe, ferne?  
 Hoch über allem Wandel stehen groß die Sterne!

+

Du hast sie nicht verdient, die sengende Gewalt,  
 Die quer durch deine Maße brach hernieder  
 Und tötete die reichgeschmückten Glieder,  
 Die Flucht der Säulen hoch emporgeballt!

30

Dein Glanz kam nicht aus irdischem Verlangen,  
 Er war der Sehnsucht hoher Traum,  
 Er war des Höchsten bildgeword'ner Raum,  
 Von Ahnung andern Daseins ausgegangen!

Gespräche heimgegang'ner Seelen flüstern hier,  
 Es haften noch Gebete an den leeren Wänden,  
 Es raunet noch von aufgehob'nen Händen,  
 Und Gottes Schweigen lastet schwer auf dir!

+

Die unten aber schliefen ihren langen Schlaf  
 Und wurden nicht vom Lärm der Zeit geweckt,  
 Und nicht von Flammen oder Rauch geschreckt,  
 Und keines der verderblichen Geschosse traf!

So steht noch immer Ruhestatt an Ruhestatt  
 Der königlichen Frauen und der Ritter kampfbewehrt,  
 Kein einziges der harten Betten ward versehrt,  
 Daran die Kronen und die hohen Namen schimmern matt!

Nun da der Lärm ins Nichts vertost,  
 Brennt wieder am Altar das Ewige Licht,  
 Das seinen Schimmer durch das Dunkel bricht,  
 Und von dem kleinen Leuchten kommt's wie Trost!





Er steht noch, seine Spitze ragt zum Himmel,  
Nächtens spricht er mit dem Sternengewimmel,  
Erste Morgenröten ihn betauen,  
Letzte Sonnengrüße darf er schauen,  
Unter ihm vergehen Welt und Grüste,  
Ihn umspielen Himmelolüste!  
Und er spricht: Ich habe Zeiten überwunden,  
Tausend Jahre sind dahingeschwunden,  
Seit ich aufstand himmelwärts,  
Krieg und Nöten hab' ich mitgetragen,  
Glanz aus frühen, längstentschwund'nen Tagen

In der Zeiten Glück und Schmerz.  
Doch so sah ich nie die Bölle toben,  
Als die dunkeln Vögel hergestiegen  
Und des Feuers glühendes Verzehren  
Über Dom und Stadt entleeren,  
Doch ich durfte die Vergängnis überstehen,  
Einstens darf ich auch die Auferstehung sehen,  
Einmal wieder werden meine Glocken  
Jubelnd über Berg und Tal frohlocken,  
Durch den Flugsturm dieser Zeit  
Führt uns eine Hand der Ewigkeit.    e. Sch.

## Volksfrömmigkeit in Schwarzwälder Hausinschriften

Hausinschriften sind mehr als bloße Angaben, Verzierungen oder Schmuckfüllungen, sie sind Dokumente und Urkunden aus einer Zeit, in der es noch keine Grundbücher gab, sie führen zurück bis etwa 1500; da gab es nur Dingrodel, welche die Rechte und Pflichten der Lehensherren und der Lehensträger festlegten und Urbare, d. h. Hofbeschreibungen oder Aufzeichnungen über Markungen.

Hausinschriften melden uns, wann das Haus erbaut wurde. Sie nennen vielfach auch den Erbauer und den Namen des Zimmermanns. Sie sind Urkunden zur Geschichte der Familie, kommt es doch vor, daß die Nachkommen des Erbauers noch auf dem Hofe wohnen und arbeiten. In den Inschriften offenbart sich aber auch die Gesinnung des Erbauers gegenüber Gott, gegenüber der Gemeinschaft. Sie gibt so ein Bild von der Einstellung der damaligen Menschen. Selbst ein trockener Humor fehlt in vielen Inschriften nicht.

Nicht allein Tatsachen bringen die Hausinschriften, sie klingen meistens in einem Wunsche aus, in dem Wunsche nämlich, daß der Bau immer unter dem Schutze des Allerhöchsten stehen soll, daß der Segen des Allmächtigen stets auf dem Hause ruhen möge.

Schon der einfache Spruch:

„Dies Haus steht in Gottes Hand,  
Gott bewahre es vor Feuer und Brand“

in seinen verschiedenen Abwandlungen zeigt deutlich, wie sehr sich das Volk vor dem Feuer, welches das Haus vernichten kann, fürchtet, und das Haus, um diese Gefahr abzuwenden, unter den Schutz Gottes stellt.

Neben den Versen sind manchmal auch Verzierungen angebracht, Sterne, Blumen, oder man liest: J.H.S. Jesus, Heiland, Seligmacher oder C.M.B. Caspar, Melchior, Balthasar oder J.N.R.J. Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. Auch das Marienmonogramm findet Verwendung. Als Träger der Inschriften dienen meistens die Schrägbalken, welche die über die Wände hervorspringenden Dachbalken stützen; manchmal sind Inschriften auch auf Tafeln über der Türe des Hauses angebracht. Sie sind oft recht schwer zu lesen, weil sie durch Witterungseinflüsse stark beschädigt wurden. Rechtschreibung, Versmaß usw. sind aus der Zeit, in der die Inschriften entstanden, und stimmen mit der heutigen Schreibweise selten überein. Wo nur Jahreszahlen vorhanden sind, sind sie in lateinischen Ziffern in die Balken eingehauen.

Schönwald, Holzbauernhof  
Dieses Haus steht in Gottes Hand,  
Gott bewahre es vor Feuer und Brand.  
Da geht man aus und ein,  
Gott wolle jedem gnädig sein.  
Nimm es auf, o Herr, wie ich begehre,  
Alle Schritt und Tritt zu Deiner Ehr.  
Das Haus hat bauen der ehrbare Jakob Kienzler  
und Anna Maria Schneiderin.  
Das Haus hat gezimmert der ehrbare Hans  
Michel Weiser, 1619.

Schönwald, Kernenseppleshof  
Die allerheiligste Dreifaltigkeit. Das Haus hat  
aufgebaut der Meister Weiser von Nußbach  
mit dem Mitmeister Magnus Holzmann. 1807.  
Dies Haus steht in Gottes Hand,  
Er wolle es bewahren vor Feuer und Brand.  
Josef Kern und die verstorbene (Frau).  
Dieses Bauen ist eine Lust,  
Daß es so viel Geld gekostet,  
Das hab ich nicht gewußt.

Furtwangen, Kernenhof

1. Das Haus steht in Gottes Hand,  
Gott bewahr es vor Feuer und Brand. 1760.
2. Das Haus hat gemacht der hochberühmte  
Spannmeister (Zimmermann) Mathäus Fern-  
bach. 1760.
3. Den Eingang und den Ausgang mein  
Laß Dir, o Gott, befohlen sein.
4. Das Haus hat erbauen lassen der ehrbare  
Hans Jakob Kern 1760.
5. Denk an den Baumeister Jrenäus Kimmling  
mit einem Vaterunser.
6. Mathis Kern, Philipp Kern, Fabian Kern,  
Anna Maria Kernin, Anastasia Kernin.
7. Nimm es auf, o Gott, wie Du begehrest,  
Alle Schritt und Tritt zu Deiner Ehr'. 1760.
8. Das Bauen ist eine Lust,  
Was es gekostet, hab ich vorher nicht ge-  
wußt.

Zu bemerken ist, daß die Nachkommen der  
in der Inschrift genannten Kern heute noch  
auf dem Hofe sind.

Furtwangen, Gabrielenhof

1. Ich hoff auf Gott und wart der Stund,  
bis mir mein Glück mit Freuden kunnt.
  2. Alle, die mich hassen, müssen mich doch  
sein lassen.
  3. Gesundheit und Frieden haben,  
sind zwei schöne Himmelsgaben.
  4. Mit Gott das Haus gebauen ist,  
dem sei es befohlen zu jeder Frist.
  5. Das ist wohl ein braver Mann,  
der großes Unglück tragen kann.
  6. 1793 hab ich Johann Georg Dold und Marie  
Anna Künzler dieses Haus neu gebauen.
  7. im 1792 ten ist unser Haus abgebrannt.
- Der Gabrielenhof ist das Geburtshaus des  
Geistlichen Rates und Stadtpfarrers von St.  
Josef in Mannheim: Josef Mosmann gest. 1940.

Unterprechtal

Unter dem Schutz steht dieses Haus: Jesus,  
Maria, Josef.  
Glückselig, die oft sprechen aus: Jesus, Maria,  
Josef.

Behüte dieses Haus vor Pest und Brand: Jesus,  
Maria, Josef.  
Vor Zauberei, Unheil und Mißgunst: Jesus,  
Maria, Josef.

J.H.S. 1767 C.M.B.

Schönenbach, Hofbauernhof  
Wer Gott und den Nächsten liebt  
und jeden wie es sein soll,  
der lebt vergnügt auf dieser Welt  
und geht ihm ewig wohl.

Otto Straub

## Michels Bekehrung

**E**s war nicht zu verkennen, daß der Michelbauer eine höchst unzufriedene Natur war. Die Balbine, sein Weib, hatte sich zwar in den vielen Jahren ihrer Ehe mit vielem abgefunden, mit sehr vielem sogar, konnte sie manchmal sagen. War eine Ernte mittelgut, dann nannte er sie schlecht, und war sie sehr gut, nannte er sie mittelmäßig. Und so ging das in allen Lebenslagen. Manchmal verlor die Balbine die Geduld, dann sagte sie ihm „alle Schand“, wie man sich in jener Gegend ausdrückte. Das half dann eine Zeitlang.

In der letzten Woche war er wieder unausstehlich, besonders seit die Liesel, die einzige Tochter und Erbin des Hofes, ein Auge für den zwar rechtschaffenen, fleißigen, aber armen Frieder hatte und von ihm nicht lassen wollte, trotzdem sie einen reichen Hofbauern hätte freien können.

Sein Geschimpfe, sein Nörgeln wurde immer unausstehlicher, und in dem Gemüt der Balbine fing es deswegen an zu kochen, sie würde sich bald wieder einmal Luft machen müssen.

Das tat sie denn auch. Den Anlaß bot irgend eine Kleinigkeit im Hause. Der Michel fing an zu kriteln und zu graunzen, und jetzt überließ auch Frau Balbine. Sie stellte den Putzeimer auf den Boden, daß das Wasser spritzte, stemmte die Hände in die Seiten und fing an dem Michel „alle Schand“ zu sagen. Wenn das Barometer so stand, schwieg er dann auch meist und ließ das Wetter über sich ergehen. Heute dauerte das Wetter etwas länger, denn es hatte sich manches in ihr aufgespeichert und drängte zur Entladung, und zuletzt kam etwas Außergewöhnliches, nämlich eine Feststellung, die er noch nie gehört hatte: „Du bisch halt kein Christ, an dir lauft alles runter, was der Pfarrer sagt; dir passiert noch emal was, was Extras, daß du g'scheit wirscht und jetzt geh' raus aus der Küch', geh' ins Wirtshaus oder in d' Kirch oder wo du hinwillst, nur daß ich dich nimmer sehe' muß.“ Die Balbin schrie das Letzte in den höchsten Tönen, die ihr erreichbar waren, und so entwich der Michel aus der Küche, nahm den Hut vom Nagel und ging dem Wirtshaus zu. Unterwegs kam er an der Kirche vorbei und hörte leise Orgeltöne aus der offenen Seitentüre heraustönen. Ha, der Schulmeister probiert wieder, der da, der . . . dachte er verächtlich. Aber trotzdem trat er zur Seitentüre ein, die Balbin hatte ihn ja so „höflich“ gebeten, in die Kirche zu

gehen oder ins Wirtshaus, dachte er bissig. Eben schloß das Orgelspiel in langen, feierlichen Akkorden, die auf Michel nun doch einen gewissen Eindruck machten. Am Sonntag hörte er nicht so darauf, wenn er so unter den andern saß und seine Beobachtungen machte, aber jetzt, so allein, klang es anders, eindringlicher.

Jetzt hörte er den Lehrer die Türe schließen, und dann war es ganz still geworden in der Kirche. Die Sonne schien warm und hell und warf ihren Schein gerade auf das Altarbild. Michel ging an der Kommunionbank entlang und beabsichtigte, wieder zur anderen Türe hinauszugehen, blieb aber dann stehen und blickte hinauf zur Königin des Himmels, die über dem Altar thronte. Da stand er nun, drehte seine Mütze um und fand keine Andacht und keine Sammlung. Trotz und Verstimmung kämpften in ihm. Er setzte sich aber dennoch in die vorderste Bank und sah zu dem Altarbild empor. Ein weiter Mantel umhüllte die edle Gestalt der Gottesmutter, eine mit Juwelen geschmückte Krone lag auf ihrem Haupte, und auf ihrem Arme hielt sie das heilige Knäblein, das anmutigerweise sein Köpflein an der Mutter Schulter ruhen ließ und mit großen Kinderaugen auf den Michel herabschaute.

Ja, wer's so gut hat wie die Muttergottes da droben in ihrem Prunkmantel und der kostbaren Krone auf dem Kopf, dachte er bissig, wer so was hat, da wär ich auch zufrieden, und er kniff verbittert den Mund zusammen und hing den Kopf. So mochte er eine Zeitlang gesessen haben.

Aber was war denn das! Heiliger Petrus, war die Madonna im Bild zum Leben erwacht? Dem Michel schien es, als habe ihr Auge mit lebendigem Ausdruck auf ihm geruht. Und, wahrhaftig, jetzt ging es wie Bewegung durch ihre hohe Gestalt, und das heilige Knäblein drehte sein Köpfchen gegen



seine Mutter, sah nicht mehr zu dem giftigen Michel herab, sondern in die Augen der Himmlischen; sie flüsterten einander etwas zu, und wahrhaftig, die Himmelskönigin hob den rechten Fuß aus dem Rahmen hinaus, die zwei größeren Engel an ihrer Seite erhoben sich aus ihrer knieenden Stellung, ergriffen auf beiden Seiten den schweren damastenen Mantel, um ihr das Ausschreiten zu erleichtern, und all' die andern Engel und Englein fingen an zu leben und zu schweben. Und jetzt stand die Muttergottes über dem Tabernakel und schritt anmutig und voll königlicher Würde über den Aufsatz des Altars herunter, der sich treppenartig aufbaute. Nun stand sie wahrhaftig auf dem Altartisch, und flugs holten zwei Englein das hölzerne Stieglein herbei, das der Herr Pfarrer immer benützt, wenn er das heilige Gut in der Monstranz aussetzt, und jetzt schritt sie auch diese Treppe herab in mühelosem, seligem Schreiten, wie eben die Himmlischen, die von aller irdischen Schwere frei sind, schreiten, umgeben von ihrem geflügelten Engelsgefolge; und es war ein Rauschen ihrer Gewänder und ein Flügelschlagen der Englein wie sanfter Wind im Frühling, das der Michel ganz deutlich hörte. Mit offenem Munde sah er die Königin des Himmels die Stufen vor dem Altar herabkommen und auf sich zugehen. Da ward er überwältigt von der Erscheinung und brach auf die Knie und beugte seinen krummen Rücken wie geschlagen.

Aber schon war die himmlische Gesellschaft vor ihm angekommen, und es zwang ihn in die Höhe zu schauen. Fast hätte er den Anblick nicht ertragen. In majestätischer Ruhe und Hoheit stand die Königin vor ihm und schaute ihm aus unergründlichen Augen bis in das Innerste, dann sagte sie mit unendlich wohl lautender Stimme, wohl lautender als alle Himmelschöre singen können: „Du hast dir meine Krone gewünscht, ich will deine Bitte erhören, du sollst sie erhalten.“ Dabei neigte sie ein wenig das Haupt nach vorn und die zwei größeren Engel, die ihren Mantel gehalten hatten, nahmen ihr ehrfürchtig und behutsam die Krone ab und setzten sie dem erschrockenen Michel auf den kahlen Schädel. Er wollte protestieren und rufen, so war das nicht gemeint, aber er brachte kein Wort hervor, die Zunge war ihm wie gelähmt. Eine schreckliche Angst überkam ihn, der Michel mit einer Krone! Kicherten dort nicht zwei kleine, krausköpfige Englein, die hinter der Königin hervorlugten? Er wollte noch einmal protestieren, aber keinen Laut brachte er hervor.

Noch einen ernsten Blick warf ihm die nun ungekrönte Königin des Himmels zu, dann nahm sie den Weg zurück wie sie gekommen, und wieder rauschte der schwere seidene

Mantel und flatterte das himmlische Gefolge um sie wie eine Schar aufgescheuchter, weißer Tauben. Jetzt stand sie wieder droben über dem Tabernakel und war zu ihrer ruhigen Haltung zurückgekehrt, und Michel hätte glauben können, es sei alles ein Traum gewesen, wenn nicht auf ihrem Haupte die Krone gefehlt hätte und die nun freie Stirn und das in goldene Wellen gelegte Haar der Jungfrau neu und ungewohnt aus dem Bilde getreten wäre.

Aber nun, da die Madonna wieder in ihrer Ruhe verharrte, hörte Michel plötzlich ein Stimmengewirr, das immer lauter, immer dringender in seine Ohren drang. Es wurde ihm offenbar, daß er mit der Krone der Himmelskönigin zugleich die Gabe bekommen hatte, alle Gebete zu hören, die zu ihr emporgesendet werden. Und da vernahm er nun einzelne Stimmen, die ihm das Leid und Weh der Menschenherzen enthüllten. Er hörte die vielen Bitten, Seufzer, Gebete und auch Flüche

und Schreie der Verzweiflung. Hier flehte eine Mutter um Erhaltung ihres einzigen Kindes, dort flehte ein Gatte und Vater um das Leben der Gattin und Mutter; ein Verzweifelter schrie aus seiner Gefängniszelle: „Sie haben mir Ehre und Freiheit genommen, hilf mir oder ich gehe zugrunde.“ Dort hauchte ein letzter Seufzer eines mit dem Tode ringenden empor: „Hilf mir über den letzten Schritt!“ Dazwischen hörte er von allen Weiten der Erde immer wieder das „Ave Maria“ und seine Endbitte: „Bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen!“ Wie ein Meer von Not und Jammer brandete es zu Michels Ohren, und die Krone der Himmelskönigin dünkte ihm jede Minute schwerer. Er sah plötzlich all' dem Jammer gegenüber in sein eigen Herz mit all' seinem Egoismus, seiner Unzufriedenheit, seinen Launen. Was er als sein Leid angesehen hatte, schrumpfte immer mehr zusammen, wurde immer kleiner und war zuletzt nur noch ein kleines Pünktchen im Gegensatz zu den großen Leiden und Ängsten in der Welt. Zitternd und beschämt sank Michel zu Boden, griff mit beiden Händen nach der Krone der Madonna und legte sie vor sich auf die Steinfließen mit den Worten: „Wie kann die zarte Himmelsmutter dies alles aushalten!“ „Weil sie Ziel und Ende alles Leidens sieht“, sprach eine ernste Stimme in seinem Innern.

Da drangen Reuetränen in die geschlossenen Augen, er faltete die Hände und flüsterte: „Wohl denn unsere Fürsprecherin, versöhne uns mit deinem Sohne, empfehl uns deinem Sohne, stelle uns vor deinem Sohne“, und Michel versank in einem langen, wortlosen Gebet und reuiger Schau über sein unzufriedenes Leben.





Ein sonniger Tag ging zur Neige, als Michel den Kopf wieder hob; vom Seitenfenster her schienen die letzten Strahlen über den Hochaltar und das Bild der Jungfrau. Da sah Michel, daß sie wieder die Krone trug, und ein Gefühl unsagbarer Erleichterung erfaßte ihn.

Hatte er geträumt oder war es wirklich geschehen, daß er die Krone tragen mußte und alles Leid der Welt hörte? Genug, er fühlte, daß er ein anderer geworden war. Er erhob sich, machte, noch immer ergriffen, das Zeichen des Kreuzes über sich und ging langsam aus der Kirche. — Als er nach Hause kam,

sagte er beim Eintritt in die Stube ein freundliches „Grüß Gott“, so daß die Balbine etwas erstaunt den Kopf hob. Sie sagte aber nichts, um ihn nicht zu reizen, sondern freute sich im stillen über seine bessere Laune. — Und so blieb es, Michel vergaß nie im Leben sein wunderbares Erlebnis in der Kirche. Wenn der Mißmut in seiner Seele emporkommen wollte, so dachte er nur gleich an das Leid in aller Welt, und er wurde wieder Herr über die üble Laune und Unzufriedenheit. Sein Appetit besserte sich, seine Arbeitslust nahm zu und sein Blick für die Not anderer schärfte sich. Eines Tages bemerkte er denn auch den Ausdruck stillen Wehs um den Mund seiner Tochter. Die Sache mit dem Frieder schien sie nicht zu verwunden. An einem schönen Abend sagte er etwas kleinlaut zu seiner Eehälfte: „Wenn das Mädcl halt absolut den Burschen mag, in Gottes Namen.“ Mehr kam nicht über seinen Mund. Es war aber genug, die Balbine hätte so schon fast den Kaffeetopf fallen lassen vor Überraschung.

In vierzehn Tagen war denn auch alles in Ordnung gebracht, und der Michel bestellte mit dem strahlenden jungen Paar an der Seite beim Herrn Pfarrer das Aufgebot.

E. Schupp



### „Trink ma no a Flascherl . . .“

Eines Tages kam zum großen deutschen Katholikenführer Windthorst eine Frau, die sich von ihrem Manne scheiden lassen wollte. Warum? „Weil ich's bei ihm nicht mehr aushalte! Jeden Abend kommt er betrunken nach Hause und schlägt fürchterlichen Lärm.“ Windthorst fragte: „Was machen Sie dann, gute Frau?“ Sie brauste auf: „Das versteht sich von selbst, daß einem die Nerven durchgehen und man nicht ruhig bleiben kann, man gibt zurück . . .“

Windthorst fiel ihr ins Wort: „Gute Frau, Ihnen scheint ein Möbelstück zu fehlen.“ „Wie meinen Sie das? Welches Möbelstück könnte . . .“

„Schaffen Sie sich einen Betschemel an, und wenn Ihr Mann betrunken heimkommt und Lärm macht, reden Sie mit dem lieben Gott und nicht mit dem Mann!“

Die Frau erklärte später übergücklich: „Ich habe diesen seltsamen Rat befolgt, und das Mittel hat trefflich gewirkt!“

Eine Arbeiterfrau hatte einen Säufer zum Manne. Oft hockte er tagelang im Wirtshaus. Regelmäßig vertrank er seine Löhnung. Eines Tages erschien die Frau mit einem Eßkorb in der Gaststube, stellte den Korb auf den Tisch und sagte zu ihrem Gatten: „Lieber Franz, ich bringe dir hier dein Mittagessen, denn du hast ja ohnedies keine Zeit, zum Essen heimzukommen!“ Schnell entfernte sie sich. Mit einem hämischen Grinsen sahen ihr die Zechkumpane nach.

Der Mann sah betreten auf den Korb. Man merkte seine Verlegenheit. Dann lachte er schallend auf und lud die Tischrunde zum Mittagessen ein. Er hob den Deckel vom Korb — Donnerwetter, der Korb war leer! Es lag nur ein Zettel darinnen, darauf stand geschrieben: „Lieber Mann, laß Dir das Essen gut schmecken! Es ist das gleiche Essen, wie wir es zu Hause haben!“ Da verging dem Manne das Lachen — und auch das Trinken. Er riß sich zusammen und sorgte treu für die Seinen.

Renhardt

## Ein Fürst kehrt aus der Totengruft

Das Leben, das in der arg zerstörten Stadt, nach dem verebbten Kriegssturm ohnehin nur gequält und gepeinigt um Luft rang, war nun in den kalten Nachtstunden des Januar 1946 ganz verstummt. Nur der schrille Signalton der Militärautos schlug ab und zu an die Ruinenwände, die gespenstisch das Echo weiter in die Finsternis warfen. Der Mann, der da stille über einem Buche saß, hörte nichts. Er war ganz versunken in der Geschichte



seiner Heimatstadt M a n n h e i m. Ganz langsam und leise las er sich selber den Bericht des Chronisten über die gänzliche Zerstörung der Heimat im Jahre 1689 vor. „Vom 8. bis 10. März wurden die Häuser Mannheims niedergebrannt. Wehklagend schieden die Bürger von den Trümmern ihrer Häuser: Viele suchten in der Ferne eine neue Heimat, andere hielten sich in der Nachbarschaft verborgen

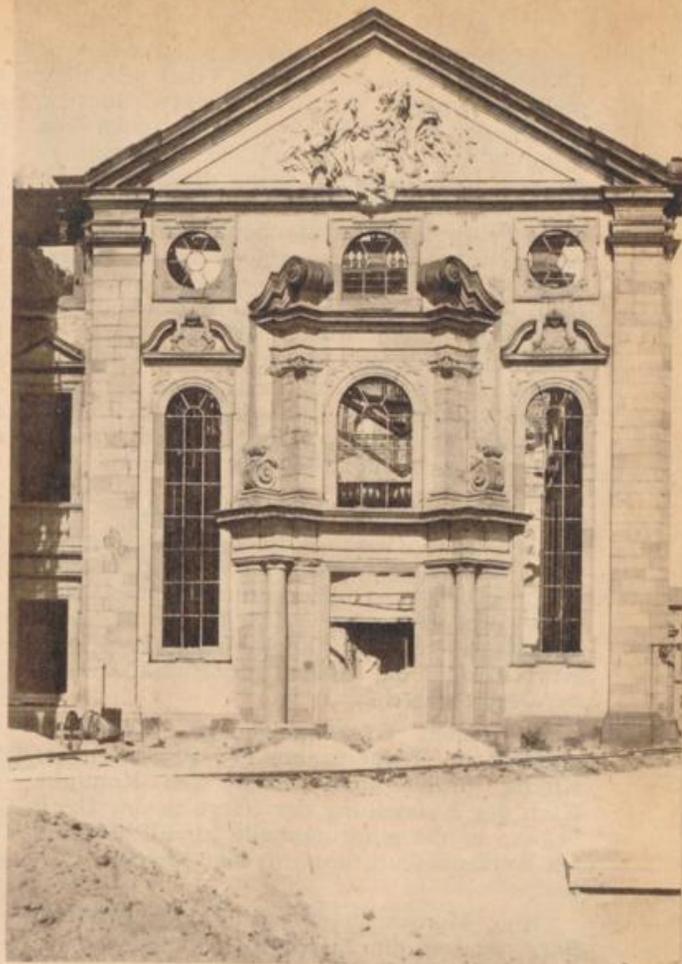
und harrten auf den Abzug der Soldaten. Manche kehrten bald wieder zurück und ließen sich nicht vertreiben, wengleich sie auch nur in Kellern oder unter Schutthaufen kümmerlichste Unterkunft fanden.“

Der Mann sann vor sich hin. Nun war er selbst Zeuge der zweiten Zerstörung der Stadt geworden. Dumpf lagen noch die kaum überstandenen Schrecken auf seinem Gemüte. Doch das alte, immer mutige und gottvertrauende Blut der Vorfahren kreiste auch in seinen Adern. Fast unbewußt blättern seine Hände weiter in dem Buche, bis der Zeigefinger gestört die Zeile entlangfahren konnte: „Kurfürst Karl Philipp verlegte 1720 die Residenz von Heidelberg nach Mannheim. Schnell blühte die Stadt auf.“ Er schlug das Buch zu und lehnte einige Minuten, mit geschlossenen Augen nachdenkend, sich in den Stuhl zurück. Das Bild des Kurfürsten, wie es der Maler Johann Georg Ziesenis (1716—1777) gemalt und gestochen der Nachwelt überliefert hat, steht vor seinem inneren Gesichte: ein kleiner, untersetzter, aber kräftiger Mann, mit einem ausgeprägten Herrscherkopfe, dessen energische Lippen die Zielklarheit der großen Augen und die Kühnheit der kräftigen Nase unterstreichen. Die mächtige hellblonde Perücke wie der Fürstenhermelin mit dem edlen Schmuck des Goldenen Vlieses bilden nur die prächtige Begleitmelodie des Lebens dieses Fürsten, der ein frommer Sorger für die heilige Kirche und das Reich ohne Lug und Trug war, wie die Zeitgenossen ihm ins Grab ehrend nachriefen. Dieses hatte er 1742 in der Kapellengruft des Mannheimer Schlosses gefunden.

Es wird Zeit für den Einsamen, sich zur Ruhe zu begeben. Aber noch im Schläfe weben die Erinnerungen, Vorstellungen und Gedanken in ihm fort. Doch was ist das? Wird nicht sein Körper so schwerelos und seine Schultern so flügel leicht und die Augen so doppelgesichtig? Er geht durch die trauernden Straßen. Er sieht die Ruinen in ihrer erschütternden Blöße mit den starrenden Fensterhöhlen und zugleich die einstige Gestalt der Häuser und Kirchen. Einsam und unhörbar schreitet er über die Trümmerhaufen aus Steinen, Eisen, Glas und Holz auf den Gehsteigen und sieht Männer und Frauen in hellen Sommerkleidern fröhlich und geschäftig vorüberellen. Hier stehen vier ausgeglühte Wände, aber er hört Frühlingslieder aus den Schulzimmern tönen. Immer näher kommt er dem Schlosse. Er schaut auf die geschwärzten Mauern und sieht sie, wie einst bei hohen Festen, illuminiert, so daß der gewaltige Schloßbau mit imponierender Macht in die Nachtluft ragt. Er muß zum rechten Flügel mit der Kapelle die Augen wenden. Ihr schweres Eichentor ist offen oder verschwunden. Sein Herz fröstelt plötzlich. Aus der Finsternis kommt ein Schein, als ob das Glitzern der Wintersterne sich in Gold widerspiegle. Eine Gestalt schält sich aus der

dunklen Öffnung los. Der Mann ist mit einem schwarzen Samtgewand bekleidet, auf dem sich ein silberbestickter Ordensstern an der linken Schulter und die Insignien eines goldenen Ordenszeichens mitten auf der Brust abheben. Pergamenten spannt sich die Haut über scharfe Gesichtsknochen und ist umwallt von der herabfallenden hellen Lockenperücke. Stoffschuhe umspannen die Füße. Das ist doch der Erbauer des Schlosses und der anderen prächtigen Barockbauten der Stadt, der Kurfürst Karl Philipp selbst, denkt er und muß wie gebannt der kleinen altertümlichen Gestalt nachgehen. Die wandert dem Schloß entlang, wendet sich den alten Adelspalästen zu, lenkt die lautlosen Schritte über die Breite Straße zum Kaufhause und strebt dann müde zu seinem Lieblingsbau, der schönen Jesuitenkirche. Dort bleibt er stehen und läßt die Blicke über die stumpf gewordenen Türme und die vielen anderen schweren Wunden des Bauwerkes schweifen. Unversehens dreht er sich nach seinem Verfolger um.

„Hallo Mister, come along!“ Der scharfe Ruf einer nächtlichen Militärstreife auf der Straße drunten hatte den unruhigen Schläfer aus seinem Traume gerissen. Doch er konnte den Traum in den nächsten Stunden und Tagen nicht vergessen. Der geisterte bohrend im Kopfe und ließ ihm keine Ruhe, bis er sich schließlich aufraffte und die Schloßkapelle aufsuchte. Da mußte er beim Betreten des zerstörten Kirchenraumes feststellen, daß der Zugang zur Kurfürstengruft gewaltsam von Menschenhänden geöffnet worden war. Die Spuren waren noch nicht alt. Der Einbruch mußte erst in den letzten Tagen oder Nächten dieser unruhigen Zeit geschehen sein. Die Gruft war so schmucklos, daß die raubgierigen Hände es nur auf die Särge des toten Regentenpaares, des Kurfürsten Karl Philipp und seiner Gemahlin Violanta Theresia geb. Gräfin von Thurn und Taxis († 1743) und ihren wertvollen Schmuck abgesehen haben konnten. Erschüttert stand der Träumer vor der offenen Gruft. „Es ist eine Gnade des Himmels für diese Toten“, dachte er ergriffen, „daß sie nicht sehen können, was heute aus ihren Schöpfungen und besonders aus ihrem



bedeutendsten Lebenswerk, dem ehemaligen kurfürstlichen Schlosse geworden ist. Ihre Lippen sind verstummt, ihr Geist aber klagt uns an, daß wir nicht fähig waren, ihr Erbe zu wahren!“ Jetzt wußte er, warum der tote Kurfürst in seinem Traume vor wenigen Tagen aus der Gruft wiedergekehrt war.

Er alarmierte die Polizei. Sie und andere zuständige Kreise ordneten eine fachmännische Untersuchung an. Diese ergab, daß der Eichen-sarg der Kurfürstin, in dem sie nicht einbalsamiert bestattet worden, erbrochen und aller wertvollen Beigaben beraubt worden war. Ja, die Frevlerhände hatten sogar das Haupt der



Durch zweimaligen Einbruch in die Gruft der zerstörten Mannheimer Schloßkirche wurde 1947 die über 200jährige Grabesruhe des Kurfürsten Karl Philipp roh gestört.

Unser Bild Seite 36 zeigt den Toten vor der Wiederbeisetzung.

Oben: Das Äußere der Mannheimer Schloßkirche nach ihrer Zerstörung durch Bomben.

Links: Das Innere der Schloßkirche im Greuel der Verwüstung.

fürstlichen Frau verschleppt, daß es nicht mehr aufzufinden war. Der schwarze Bleisarg jedoch, der nochmals zwei Säрге, einen von Zinn und einen von Holz mit der einbalsamierten und mumifizierten Leiche des Kurfürsten umschloß, hatte den Mühlen und Werkzeugen der Verbrecher widerstanden. Die damalige Notlage und Verwirrung ließ bedauerlicherweise keine ausreichenden Sicherungsmaßnahmen gegen die weitere Grabschändung zu, so daß es bereits wenige Wochen später zu einem neuerlichen Einbruche kam. Wahrscheinlich jedoch wurden die Täter bei ihrer Arbeit gestört und mußten unverrichteter Sache abziehen. Nun aber wurde die Sorge heimat- und kunstliebender Freunde der Stadt erst hell wach. Ihrer Pietät und Sorge gelang es denn auch, alles zur weiteren Frevelverhütung in Gang zu bringen. Die beiden Säрге wurden zeitweilig im Polizeipräsidium sicher geborgen. Doch konnte da ihres Bleibens nicht lange sein. Am 20. Januar 1948 überführte sie eine Polizeieskorte in die Krypta unter der ehemaligen Hochaltarstätte der Jesuitenkirche.

Mit einem Kreis geladener Teilnehmer empfing im Trauerornate der Pfarrherr der Kirche, Prälat Josef Bauer, den Kondukt. Nach der Aufstellung der Säрге in der Gruft begann er die eindrucksvolle kirchliche Feier bei Kerzenbeleuchtung mit den schönen Worten:

„Hier, Mensch, hier lerne, was du bist. Ein Sarg nur und ein Leichenkleid bleibt dir von aller Herrlichkeit. Wer ist hier arm, wer ist hier reich? Im Grabe sind wir alle gleich, sind gleich entfernt von Stolz und Neid, in Hoheit und in Niedrigkeit. Wer weiß, wie bald auch dich zur Gruft der Herr des Tod's und Lebens ruft. Drum halte dich zu jeder Zeit auf Tod und Ewigkeit bereit.“ Darauf wurden Raum und Säрге wieder eingesegnet. Der Sarg des Kurfürsten wurde geöffnet und die wohl konservierte Leiche des Herrschers in Augenschein genommen. Bekleidet ist er mit dem schwarzen Ordenskleid der Ritter des Hubertusordens. An der linken Schulter des Mantels ist der große schwerbestickte Silberordensstern des Hubertusordens dem Stoffe

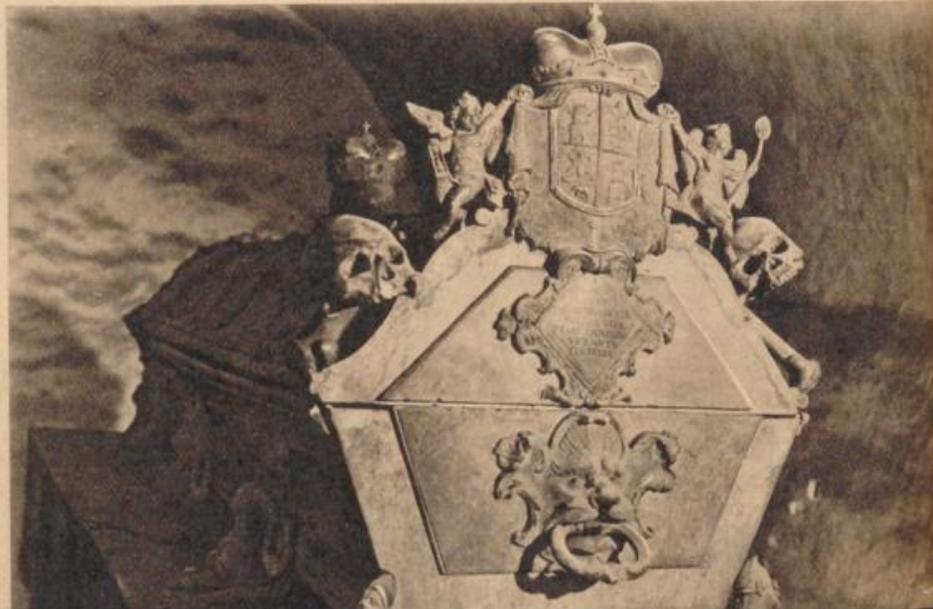
aufgenäht. Die weiteren Insignien des berühmten Habsburger Hausordens, des Goldenen Vlieses und des Großkreuzes des Hubertusordens mit Brillanten und Gold, die der Tote dazu noch trug, gab man nicht mehr in den Sarg. Über ihre weitere Verwahrung ist noch nichts bestimmt. In den Händen trug der Landesherr nach frommer christkatholischer Sitte ein schön gearbeitetes silbernes Sterbekreuz und einen fast zerfallenen Rosenkranz. Die Füße waren in Stoffschuhe mit Ledersohlen gehüllt, an denen der Verfall noch nichts ausrichten konnte. Der neu angefertigte schwere Eichensarg der Landesmutter blieb dagegen zu; sie hat darin ihre endgültige Ruhe wiedergefunden.

Am 24. November 1949 war es schließlich soweit, daß der tote Fürst in einem neuen Zinksarg ungestört untergebracht werden konnte. Zum letzten Male sahen die Teilnehmer ergriffen die ehrwürdige Totengestalt. Der Apostolische Protonotar Josef Bauer wand ihr einen neuen Rosenkranz um die Hände und legte ein Päckchen mit Erde aus dem Heiligen Lande als letzten Ehrendienst in den Sarg. Mit den Worten: „Du hast damals meine Kirche gebaut!“ schaute der 85jährige ehrwürdige Priester nochmals hinab auf den kleinen schweigsamen Mann im Sarge, den einstmals so mächtigen Kurfürsten und Pfalzgrafen bey Rhein Karl Philipp. Dann wandte er sich ergriffen ab. Der alte guterhaltene Holzsarg vom Jahre 1743 wurde mit den alten verzierten Messingschrauben wieder zugemacht, in den neuen Zinksarg gestellt, und dieser ringsum luftdicht verlötet. Siegel vollendeten das Werk. Die Säрге werden später in die großen zentnerschweren Bleisarkophag gestellt werden, die sich noch in der Gruft der Schloßkirche befinden.

Nun sind die Toten wieder den Blicken der Umwelt entzogen. Rohe Hände waren schuld, daß sie vor ihrem Auferstehungstage aus der Gruft wiederkehrten und das Schwinden der Ehrfurcht vor Gott, den Lebenden und den Toten beklagen mußten. Im Schweigen dieser hohen Toten lag die Anklage gegen unsere Verrohung, in ihrem Schweigen auch der Ruf, wieder zum echtfrommen christlichen Leben

Rechts: Aus dem erbrochenen Sarkophag der Kurfürstin Violante Theresia raubten die pietätlosen Leichenfledderer alle Beigaben und sogar das bisher noch nicht wieder aufgefundene Haupt.

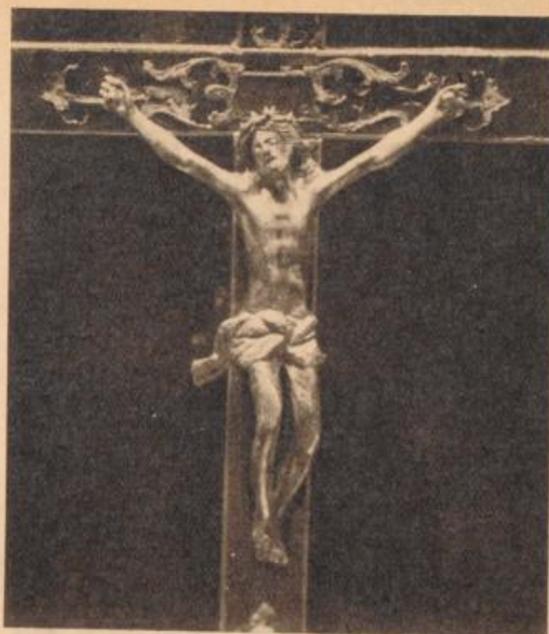
Seite 39 oben: Dieses silberne Sterbekreuz lag unversehrt in den starren Händen des toten Kurfürsten, als das Verbrechen entdeckt wurde.



zurückzufinden. Denn arbeiten und beten heißt leben für die Ewigkeit. Alles andere endet zuletzt in furchtbarer Zerstörung. Richter über unsere Zeit und ihre Menschen waren die kurfürstlichen Toten gegen ihren Willen geworden, da schänderische Hände ihre ewige Ruhe störten. „Wir erkennen unsere Schuld“, so sagten sich wohl die Teilnehmer dieser sorglichen Sargöffnungen, „und wenn wir die Särge wieder schließen und die Toten der Ruhe des Grabes erneut übergeben, so bleibt uns nur übrig, zu geloben, daß wir alles wieder tun wollen, die Reste ihres Lebenswerkes zu retten und zu beschützen und sie unserer Vaterstadt und unseren Enkeln zu erhalten. Dem toten Fürsten zur Ehre, uns zum Trost und unseren Enkeln zur Verpflichtung!“

Karl Anton Straub

(Der Verfasser verdankt Herrn Karl Johann Fleck in Mannheim die gütige Überlassung der von ihm angefertigten Wiederbeisetzungsprotokolle, auf denen die obigen Ausführungen fußen.)



## Jetzt hast du recht...

Legende aus dem Killertal



Es hat sich einmal geschickt, daß der Herrgott unterwegs war, als die Stein-Bärbel mit ihrem kranken Fuß gerade Hausen zu ging, um ihren Buben, den Jaköble, zu besuchen.

Es war ein heißer Sommerabend, an dem die Kühle nicht kommen wollte, und die Bärbel mußte herzlich schwitzen, zumal sie in ihrem Krättlein ein paar Kocheten Bohnen und

einen irdenen Hafen voll frischer Geißmilch trug, die ihr die Gevatterin geschenkt hatte, und die sie nun daheim nicht verkommen lassen wollte, während die Bohnen am eigenen Stock wuchsen und gerade schön zart im Fleisch eine gute Zukost für den Mittag waren, die paar Täg, die sie im Killertal sein wollte.

Sie ging also mühselig und nicht gerade flink die Schlichte hinaus und tat viele Seufzer. Und wie es so alte Leute haben, die immer allein sind, fing sie an, mit sich selbst zu reden. „O du lieber Gott“, sagte sie, „was tun auch so arme Leute wie ich auf der Welt. Nichts als schaffen und schinden, plagen und armeteien kann man. Und wenn man dann nur gesunde Glieder hätt! Aber ich mit meinem kranken Fuß, schon die zwanzig Jahr und den ewigen Schmerzen — ganz zu schweigen von der Geschichte mit dem Geld, das halt nie und nie auch einmal nur auf ein paar Pfennig übrig wär. Du kannst doch alles machen und es wär doch eine Kleinigkeit: Wölltest jetzt nit auch machen, daß ich einmal ein wenig dotschen und bräteslen könnt und daß ich auch etliche Taler im Sack hätt, auf

die es nit ankämt, daß ich dem Jaköble seinen Kindern auch einmal könnt etwas anderes mitbringen als Holzäpfl oder die paar dörnte Schnitz, die mir die Siebmacherin allemal mitgibt, wenn ich bei ihr wäsch.“

Als sie gerade so daran war, zu denken und zu sinnieren, zu reden und zu wünschen, kam vom Ringingertal her, von der anderen Seite, der Gigelefix. Das war der bucklete Schneider, der, da es zwischen Heuen und Ernte war, ein paar Tag auf der Stör gewesen, und der jetzt, mit Elle und Bügeleisen behaftet, seines Weges daher bruttelte. Dem hatten die Bauern droben auf der Alb von seinem Lohn abgezwickelt und abgezwickelt, was gerade eben noch brauchshalber ging. Daher war er böse und schalt und verwünschte alles, was er an rechtschaffenen Tagen ebenso nötig brauchte, wie jeder andere. — „Wenn nur das Geld der Teufel holen tät“, schalt er, „vom Geld kommt die ganze Malefikanterei auf dieser Welt. Hätten die Leute kein Geld, so wären sie zahm. Aber hat der ein' viel, so will der andere mehr. Wenn ich der Herrgott wär, ich wüßt, was ich tät. Im Meer schwimmen ließe ich über Nacht alles, was Geld heißt. Die Leut' würden sich schon daran gewöhnen, wenn kein Geld da wär und behülften sich sicher mit etwas anderem, denn





unsereins muß es ja auch können und es geht — es geht — warum soll es nit gehen ...“ Er war im Ärger und in der Hitze ganz jähblütig und schrie so laut und so hoch, daß man es im ganzen Osch hören konnte. Wie er gerade so seinem Jast und seiner Räsioniererei die

Zügel läßt und gerade abbiegen wollte auf die Hausemer Straße, wer kommt den Buckel herauf: der liebe Herrgott. Der hatte sich gerade auch einmal einen freien Nachmittag genommen und hatte sehen wollen, wie die Frucht im Killertal stand und was die Leute arbeiteten — ob es auch lange von dieser Ernte bis zur anderen —, ob die Leut auch recht und ehrlich seien und ob es mit den buckleten Äckern und den vielen Steinen auch stimmte, wie er jeden Tag Klage hören mußte. Als Herrgott hatte er auf gar vielerlei zu schauen, und er wollte es ja jedem so commod machen, als er es in seiner Weisheit durfte. Und er freute sich herzlich, als er die beiden, die Bärbel und den Gigelefix, auf sich zukommen sah. Von armen Leuten erfuhr man am leichtesten, wo es fehlte, und er hatte ja in seiner Allwissenheit schon von vorneherein ihr Seufzen unter der Last der Erde vernommen.

Als erste war die Bärbel bei ihm. Die hinkte gerade den Neubronn herab und schnaufte sich aus. „Grüß Gott, lieber Herrgott“, sagte sie und freute sich, während sie ein wenig verlegen wurde, „jetzt das ist mir aber eine Ehr, daß ich dich einmal persönlich triff. Du weißt ja, eine arme Witfrau wie ich ...“

„Guten Tag, Bärbel“, sagte der Herrgott und dankte ihr für den Gruß, „das trifft sich wie gewünscht. Ich will gerade die Alm herauf und muß ein bißle nach den Leuten sehen. Ich hab auch im besonderen an dich gedacht. Sag mir's nur, wo's fehlt. Ich weiß schon, dein Fuß. Ja, das ist eine leidige Geschichte — hättst in jungen Jahren sollen besser auf deine Gesundheit aufpassen. Mach nur fleißig Lehmwickel und trink Tausendguldenkraut. Das heilt von innen her. Kannst alt werden bei deinem Leiden.“

„Ach ja“, sagte die Bärbel, „ich möcht schon noch ein paar Jährlein da sein, nur auch, bis dem Jaköble seine Kinder aus dem gröbsten heraußen sind. Du weißt es ja, er hat ein schönes Häuflein beisammen. Und gerade die Kleinst, das Bärbele, das mag ich am liebsten. Sollte man halt nur ein bißle mehr freie Hand haben, lieber Herrgott — nicht gar so sehr hausen und sparen müssen. Guck dir beispielsweise nur den Metzger-Tone an, der hat nicht Kind und nicht Kegel und bei dem hat der Holzschlegel auf der Bühne Junge. Der kann essen und trinken, was und soviel er will, und wenn er in die Hosentasche langt, dann klingt es vor lauter Silber- und Goldstücken. Dagegen bei mir — ein Gefrett ist es, ein elendigs. Nichts ist man und nichts hat man, und die Leut meinen noch, man sei nichts, sonst hätt' man's

auch zu etwas bracht. Derweil ist mir mein Mann gestorben und hat mir den Buben dangelassen. Verdienst ist keins gewesen, wie hätt' ich's zu etwas bringen sollen?“

„Du hast recht“, sagte der Herrgott. „Ich weiß, du hast's nicht leicht gehabt, hast dich redlich plagt und hast dein Teil für dich auch redlich tan. Ich hab dir dafür auch Freud und Zufriedenheit gegeben mit deinem Buben und den herzigen Enkeln. Und wirst sehen, du hast noch ein schönes Alter. Und was das Geld angeht ...“

In diesem Augenblick krabbelte der Gigelefix den Rain herunter, er kannte den lieben Herrgott ebenfalls, zog seine Zipfelmütze vom Kopf und grüßte. Aber weil er so ein hitziges Temperament hatte und gerade so im Harnisch war, vergaß er, daß es sich nicht schickte, dem Herrgott in die Rede zu fallen, und er schwaderte gleich heraus: „Das Geld? Gerade sag ich, der Teufel soll das Geld holen, hab ich gesagt, lieber Herrgott. Komm einmal herum auf der Stör, wie ich, dann wirst dein Wunder erleben, was Geldsachen anbetrifft. Verderbt hat das Geld die Leut — geizig sind sie worden, falsch, hinterlistig, unersättlich, hartherzig; ich kann mich nit ausdrücken, wirst es ja selber wissen. Schaff das Geld ab, lieber Herrgott, das wär eine Tat. Ich sag's dir, ich kenn mich in dieser Sache aus und kann daher dir ein Liedle davon singen. Es tut die Leut zu Mördern und Räubern machen, das lumpige Geld, und verstockt macht es sie, daß sie den armen Mann nimmer zahlen wöllen, wie es sich gehört. Wütig wird man, wenn man daran denkt, lieber Herrgott.“

„Ja, du hast auch recht“, sagte der liebe Gott. „Glücklicherweise hab nicht ich das Geld erschaffen, sondern die Leut. Aber es ist wahr, mit dem Geld, da ist es so eine Geschichte. Ich könnt manchmal gerade dazwischenfahren, wenn ich meine Geduld nicht so fest mit beiden Händen tät halten. Sie scheren und plagen einander ums Geld, die Leut, tun einander unrecht und machen ihre Herzen hart, wenn sie einem armen Schlucker helfen könnten, sind übermütig und halten nicht mehr auf Recht und Sitte, und auf meine Gebote pfeifen sie, denn sie haben ja nichts mehr von mir nötig, meinen sie. Und dabei ist doch alles nichts. Keinen Heller kann man ihnen mitgeben zum Gebrauch nach ihrem Tode. Droben bei mir wird mit anderen Mitteln bezahlt.“

„Ja, lieber Herrgott“, meinte die Bärbel, „das ist schon richtig. Aber guck, um ein Beispiel zu nennen, ich gehe jetzt nach Hausen und besuch den Jaköble. Wenn ich den Hof hineinlauf, springen mir die Krampen schon entgegen und strecken mir ihre Händlein zu und schreien: ‚Ahne, Ahne!‘ Das tät mich halt weidlich freuen, wenn ich jetzt auch in meinen Sack langen könnt und für 20 Pfennig saure Zucker oder ein Düttele Barendreck den Kindern schenken. Es wär ja nicht soviel, aber immerhin besser, als die paar Hutzeln, die ich ihnen in die Unterrocktasch geschoppt habe.“

„Jetzt hör ein Mensch ein solches Geschwätz“, eiferte der Schneider. „Man sieht's und hört's doch alle Täg, wie die Weiber einen

Dreck herausschwätzen. Was, ein Geld für saure Zuckerln und Bärenreck? Wenn du noch Brot gesagt hättest. Aber so haben sie's ja, die Alten, so fangen sie's an und verderben den Kindern die Mägen und die Zähn' mit der Schleckerleswar und meinen, Birenschnitz, die man selber hat dörrt und die der liebe Herrgott hat frisch auf dem Baum wachsen lassen, das sei nichts. Was sag ich denn allerweil, haben die Leut Geld, so stichts der Haber."

"Brot mein ich auch und wollene Strümpfe oder dem Bärbele ein Sammetkleidle..."

"Ja, und ein Schnälle ans Füdle, das man auf und zu machen kann, euch Weiber geht nichts im Kopf herum als Hoffart und Schleck. Anders, ganz anders stünd die Welt, wenn alles abgeschafft wär, was Geld heißt. Da würden die Leut zahm. Dann liefen sie in ihrem Geschirr und ließen einander leben. Lieber Herrgott, laß mich reden. Sei so gut..." Aber schon wollte die Bärbel wieder dazwischenfahren und es hätte nicht viel gefehlt, da wären die beiden einander in die Haare geraten. "Schaff du deine Arbeit, da hast ja Brot, weiter braucht's nicht", sagte der Schneider, und die Bärbel sagte: "Sauf weniger, dann brauchst andere Leut nicht um ihr Geld neiden."

Kurz und gut, es ging hinüber und herüber, und der Herrgott hatte gerade zu tun, daß er die zwei auseinanderbrachte. "Ich mein halt", sagte er, "ihr alle beid solltet probieren, ob ihr nicht doch so mit der Welt und den Leut könntet fertig werden, wie sie nun einmal sind. Ich hab mir schon alles weise ausgedacht und weiß, warum alles so und nicht anders

ist. Und ich rück ja genug in eurem Leben die fehlgelaufenen Zeiger an eurer Uhr wieder auf den rechten Weg. Und was das Geld anlangt, Bärbel, kannst dem Metzger-Tone seines haben. Er wöllt lieber Kinder. Nimm also du sein Geld, wenn du willst, und gib ihm deine Enkelen. Und du, Schneider, ißt ja die Woch zweimal und am Sonntag auch im Gestift, das haben gutherzige Leut zusammengetan, daß Arme zu essen haben. Wenn ich also das Geld soll im Meer schwimmen lassen, muß natürlich das Gestift auch mit. Aber ihr könnt's schon glauben, wenn ich es euch sag: Die Welt ist schon richtig, nur die Leut, mit den Leuten und ihren Köpfen ist es so ein Kreuz..."

Schon im Sprechen fuchtelten die beiden mit den Händen und wollten den Herrn gar nicht ausreden lassen, und die Bärbel wollte lieber die Kinder als das Geld, und der Schneider bekannte, daß er jetzt gerade hab im Unverstand gescholten, und wie aus einem Munde sagten sie: "Ja, Herrgott, jetzt hast du recht. Wirst es am besten wissen, wie die Welt und die Leut zu handhaben sind."

Und so trotteten sie weiter, das eine hinunter nach Hausen, das andere hinauf nach Hermannsdorf, und der Herrgott blieb stehen und sah beiden nach, dann lächelte er und sagte: "Es sind halt Kinder, meine Äbler, schwätzen nicht gescheiter als sie sind, aber sie haben ein williges Herz und es wird schon recht werden, das Geldhaben und die Armut." Und er ging weiter und sah sich seine Welt an, die ihm wohl gefiel und die, auch wenn sie ihre Fehler hatte, doch als ein Meisterstück anzusprechen war.

Marie Theres Baur



# Die „alltägliche“ Fronleichnamsprozession

## bei unsern Vorfahren

Wenn wir uns die vielen Erfindungen der neueren Zeit wie Eisenbahn, Auto, Flugzeuge, Zeitung, Kino und Radio aus unserm Leben wegdenken, so möchte einem das Mitleid kommen mit unsern Vorfahren, die das alles nicht hatten und kannten. Und doch wie viel Schönes haben auch sie gehabt, das wir heute wieder verloren haben! Wie erhebend wußten sie ihre Feste zu feiern und wie verstanden sie auch den Alltag zu gestalten!

Für diese Gestaltung des Alltags durch unsere Vorfahren sei hier ein Beispiel näher dargelegt: die Begleitung des Allerheiligsten, wenn es zu Kranken getragen wurde.

Wie einfach und nüchtern machen wir es heute, wo der Priester allein oder allenfalls noch mit dem Mesner geht, und wo nur in ganz katholischen Gegenden vielleicht noch die Leute vor das Haus herauskommen, um dem hl. Sakrament ihre kurze Verehrung zu erweisen. So etwas wäre unsern gläubigen Vorfahren als zu wenig und nicht würdig genug vorgekommen. Sie gingen selbst mit, betend und singend und viele auch mit brennenden Kerzen in den Händen. Voraus zogen Sängerknaben mit Kerzen und Fähnchen. Darauf kam der Priester mit dem hochwürdigsten Gut und hinter ihm viele Leute, besonders die Verwandten und Nachbarn des Kranken. Ihr Mitgehen zeigte nicht nur ihren gläubigen Sinn, sondern dem Kranken und seinen Angehörigen auch ihre Teilnahme. Es war eine förmliche Prozession, wenn auch nicht so groß wie am Fronleichnamsfeste selbst. Sie wurde nicht täglich gehalten, konnte aber jeden Tag stattfinden, so oft eben ein Kranker versehen wurde. Im gleich feierlichen Zuge wurde das hl. Sakrament nach dem Versehen wieder in die Kirche zurückbegleitet.

Diese alltägliche Fronleichnamsprozession scheint so alt zu sein wie die große Fronleichnamsprozession und das Fronleichnamsfest selbst. Von der Einführung des Festes und der am Feste gehaltenen Prozession wissen wir: Im Jahre 1246 wurde das Fest auf Veranlassung einer frommen Klosterfrau, der hl. Juliana von Lüttich, in Lüttich zum erstenmal gehalten; im Jahre 1252 empfahl es der päpstliche Legat Hugo seinem ganzen Legationsbezirk Westdeutschland, und im Jahre 1264 hat Papst Urban IV., der vorher Archidiakon in Lüttich gewesen war, das Fest allgemein vorgeschrieben. Da er aber gleich nachher starb, hatte sich die Feier des Festes noch nicht überall durchgesetzt. Erst durch Papst Klemens V. wurde es 1314 allgemein eingeführt. Von der feierlichen Prozession wissen wir, daß sie schon 1277 in Köln gehalten wurde. Ein Gebot zur Abhaltung bestand aber nicht. Die Einführung der Prozession ging vom Volke aus. Sein gläubiger Sinn hat sich hier ausgewirkt.

Aus der gleichen Zeit haben wir auch schon ein Zeugnis für die alltägliche Fronleichnamsprozession: 1284 erteilte Bischof Konrad III. von Straßburg (der gleiche, der 1299 zwischen Freiburg und Lehen tödlich verwundet wurde) der Georgskirche in Hagenau im Elsaß einen Ablaßbrief. Darin verlieh er unter anderem auch einen Ablaß von 20 Tagen für alle, die den Priester begleiten, wenn er das hl. Sakrament zu einem Kranken bringt. Das war schon vor der Regierungszeit Klemens V. (1305 bis 1314). Wir dürfen aus diesem Zeugnis nicht schließen, daß man in Hagenau in diesem Jahr die alltägliche Fronleichnamsprozession erst eingeführt hätte. Der Bischof wird nur anerkannt haben, was vorher schon Übung war.

Aus nicht viel späterer Zeit sind uns derartige Ablaßbriefe auch für das Gebiet der heutigen Erzdiözese Freiburg erhalten. Im Jahre 1320 verlieh nämlich Papst Johann XXII. der Pfarrei Buchen einen Ablaßbrief, in dem er unter anderem einen Ablaß von 40 Tagen gewährte den Gläubigen, die das Allerheiligste beim Versehgang begleiten. Den gleichen Ablaß bekommt im Jahre 1333 eine Kirche in Endingen am Kaiserstuhl, St. Martins Pfarrkirche, wie sie ausdrücklich genannt wird, von zwei Erzbischöfen und 12 Bischöfen aus Avignon, wo die Päpste damals residierten. Da jeder der 14 Bischöfe den Ablaß verlieh, konnte jedermann, der beim Versehgang sich beteiligte, damit einen Ablaß von 14 mal 40 = 560 Tagen gewinnen. Weil man damals die Ablässe viel höher schätzte als heute, hat das zur eifrigen Beteiligung mächtig angeregt.

Drei Jahre später, am 25. März 1336, gaben wieder zu Avignon 14 Erzbischöfe und Bischöfe der Pfarrkirche des hl. Landelin in Münchweiler den gleichen Ablaß von 40 Tagen denen, die den Leib Christi und das hl. Öl begleiten, wenn es zu Kranken getragen wird.

Aus mehreren Urkunden erfahren wir Einzelheiten über die Art und Weise, wie diese Prozessionen gehalten wurden. Im Ablaßbuch der Kirche von Thann im Oberelsaß wird berichtet, wie Papst Martin V. (1417 in Konstanz gewählt, gestorben 1431) der dortigen Kirche einen Ablaß von 100 Tagen verliehen habe für die, „die dem Sakrament, so man es den Kranken bringt, mit brinenden Liechtern nachfolgent oder forgont“ (vorausgehen).

Im Jahre 1490 wurde in Rufach im Oberelsaß eine Stiftung gemacht für vier Sängerknaben, die bei einem solchen Versehgang das Tantum ergo singen sollten. Im Jahre 1507 erfolgte durch den bekannten Straßburger Domprediger Geiler von Kaysersberg eine ähnliche Stiftung für die Stadt Kaysersberg, in der er aufgewachsen war. Schon vorher hatte Geiler dieselbe Stiftung für Straßburg

gemacht. 1517 erhielt Schlettstadt eine gleiche Stiftung.

Am schönsten und ausführlichsten hat uns der Weltpriester Heinrich v. Pflummern beschrieben, wie die Prozession in der Stadt Biberach in Oberschwaben vordem Glaubensspaltung gehalten worden ist: „Item es war ein guter Brauch, wenn man einen kranken Menschen versehen wollte mit dem heiligen Sakrament, so läutete man zuvor einen Ablaß in der Kirche; wer es hörte, betete für die kranke Person, und ging der Helfer (= Hilfspriester des Pfarrers) ehrsamlich mit dem Sakrament in einem Chorhemd und mit Stola darüber. Er hatte auch eine große Kappe (nicht eine Kappe in unserm heutigen Sinn, sondern einen Überwurf in der Art eines Mantelkragens), die vorn weit herunter fiel. Es gingen vier Schüler mit, die ebensolche Kappen, nur kleiner, trugen. Zwei von den Schülern trugen Fähnlein und die zwei andern verglaste Laternen mit brennenden Kerzen darin (offenbar auf Stangen). Die vier Schüler sangen auf dem Wege Lieder vom hl. Sakrament. Den Schülern ging der Mesner voraus, der ebenfalls eine Laterne mit einem brennenden Licht trug. Vor dem Mesner ging noch einmal ein Mann, ebenso wie die Schüler mit einer verglasten Laterne. Dem Sakramente folgten die Freunde (= Verwandten) mit Klaghesen (= Trauerkleidern) und die Nachbarn des Kranken und sonst viel Volk. Die Frauen trugen Laternen mit brennenden Lichtern darin. Wenn der Kranke auch das hl. Öl erhalten sollte, ging aus der Kirche ein Kreuz mit, auf dem unser Herrgott gemalt war. Das Kreuz wurde an die Bettstatt zu Füßen des Kranken gestellt. Kam der Zug mit dem hl. Sakrament wieder in die Kirche zurück, so verkündete der Helfer jedem Teilnehmer der Prozession einen Ablaß von 40 Tagen.“ — Das Verschläuten wurde, wie wir am Anfang dieses Berichtes hörten, aus diesem Grunde geradezu „Ablaß“ genannt. Als nach der Einführung der neuen Lehre in Biberach Heinrich von Pflummern nach Waldsee zog, klagte er über die Abschaffung des alten Brauches in Biberach: „Man läutet jetzt keinen Ablaß



mehr, es geht auch kein Schüler mit dem Sakrament und der Mesner nicht mehr.“

Diese Art, das hl. Sakrament zu verehren, wenn es zu Kranken getragen wurde, war nicht eine besondere Sache der Deutschen. Auch in andern Ländern hat man diese alltägliche Fronleichnamsprozession gehalten. Ludwig Pastor zum Beispiel berichtet in seiner Geschichte der Päpste (8, 165), Papst Pius V. (der heilige, 1566 bis 1572), habe, um bei Klerus und Volk die Ehrfurcht vor dem Heiligen zu heben, angeordnet, daß, wenn das heiligste Sakrament durch die Straßen Roms zu einem Kranken getragen wurde, sogar die Kardinäle, die ihm begegneten, vom Pferd und aus dem Wagen steigen und es begleiten mußten, wie das auch der König von Spanien und andere Fürsten taten. — In außerdeutschen Ländern besteht diese Übung zum Teil heute noch.

Der Brauch der alltäglichen Fronleichnamsprozession hat sich über die Zeit der großen Glaubensspaltung hinaus auch bei uns noch drei Jahrhunderte erhalten.

Für das badische Mittelland geben uns die Akten der Kirchenvisitationen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ziemlich

viele Nachrichten. Das gilt sowohl für den Anteil des Bistums Speyer wie des Bistums Straßburg. Wo der alte Brauch abgegangen war oder nur noch schwach geübt wurde, ergingen Mahnungen. Abgegangen war er in Malsch, Muggensturm, Völkersbach, Ettligenweier, Ettligen und Forbach. Als zu gering wurde die Begleitung angesehen in Niederbühl, Michelbach und Kuppenheim, wo nur die nächsten Nachbarn mitgingen. Auch in Gernsbach muß es ähnlich gewesen sein. Hier sollten die Lutheraner beim Durchzug der Prozession die Straßen- und Hausgänge verlassen. Als gut wird die Begleitung in Ottenau und Hörden angesehen. Wir müssen uns dabei aber sagen: gut und weniger gut sind relative Begriffe, je nachdem man es nimmt. Nicht jeder Pfarrer, der Auskunft gegeben hat, wird ganz den gleichen Maßstab angewendet haben. Dann dürfen wir nicht vergessen, daß Kriege, besonders der Dreißigjährige, über das Land gegangen waren, der die Bevölkerung auf einen Bruchteil vermindert hatte. Er wird auch manchem alten Brauch stark zugesetzt haben.

In dem ganz katholischen Baden-Baden gingen 1683 nur einige Nachbarn des Kranken und wenig Kinder mit. Die Stadt hatte aber eigene Leuchter, wohl Leuchterstangen, und eine Art Himmel, den die zwei Nachbarn des Kranken über dem Allerheiligsten zu tragen hatten. Bei der Visitation wird gemahnt, daß alle unbeschäftigten Kinder mitgehen sollen. (Wie mir berichtet wird, ist ein solcher Himmel, der nicht von vier, sondern nur von zwei Personen getragen wird, heute in Baden-Baden bei gewissen Anlässen noch im Gebrauch.)

Ähnliches wird in Offenburg im Jahre 1666 berichtet. Es wird hier angeordnet, es sollen für die Prozession ein Himmel, Fähnchen und zwei Leuchter angefertigt werden. Auch rote Röckchen werden für vier Chorknaben gewünscht. Diese sollen auf dem Wege das Pange lingua (Preiset Lippen) singen.

Ein kirchliches Gebot zur Teilnahme wird nirgends gegeben, nur Mahnungen werden ausgesprochen. Für die Kinder war die alltägliche Fronleichnamsprozession der beste Anschauungsunterricht und konnte viele Stunden des Religions- und Erstkommunionunterrichts ersetzen. Was muß es für die größeren Kinder ein Erlebnis gewesen sein, da mitzugehen, und für die kleineren Kinder, die noch nicht mitgehen konnten, wenigstens zuzuschauen. Und wie konnte sich bei diesem Anlaß die „Volksverbundenheit“ so recht zeigen und von neuem einleben! Wie haben doch unsere Vorfahren auch den Alltag zu gestalten gewußt. Trotz Mangel an Radio und Auto war ihr alltägliches Leben in vieler Beziehung schöner als das unsrige.

Die bei den Visitationen ausgesprochenen Mahnungen sind sicher beim Volk gut aufgenommen worden. Es kam ja jetzt die Zeit der Hochblüte der Frömmigkeit, von der die damals entstandenen herrlichen Barockkirchen

und deren Kunstwerke heute noch Zeugnis ablegen.

Daß in den Visitationsakten des Breisgaus in jener Zeit von der alltäglichen Fronleichnamsprozession nie die Rede ist, mag auffallen. Dürfen wir daraus schließen, daß sie damals in dieser Gegend nicht mehr geübt und ganz unbekannt war? Der Schluß wäre sicher falsch. Denn wir hören noch in den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts von dieser Übung in den Städten Freiburg und Säckingen.

Von Freiburg berichtet uns Heinrich Hansjakob in seinem Buch „St. Martin zu Freiburg als Kloster und Pfarrei“. Im Jahr 1784 wurde die große und bisher einzige Stadtpfarrei des Münsters geteilt und die bisherige Klosterkirche St. Martin zur zweiten Pfarrkirche gemacht. Da beriet auf dem Regierungshause am 30. November 1784 eine Kommission, wie es in Zukunft in der Verwaltung der zwei Pfarreien gehalten werden sollte. Man kam überein: Bei Versehen in der Münsterpfarre solle das ordinari Münsterversehglöcklein, in der St. Martinspfarre hingegen das sogenannte Züenglöcklein daselbst geläutet werden. Nun kommt etwas ganz Überraschendes: die Landesstelle, d. h. die Regierung Vorder-Österreichs, die sich damals in Freiburg befand, solle ersucht werden, „die Verfügung zu treffen, daß das Militär zur Escortierung des Sanctissimi (des Allerheiligsten) zu und von den Kranken, gleichwie zur Münsterpfarre bisher, also auch zu St. Martinspfarre vermöget werde“. Wir ersehen daraus: Auch im Breisgau war die alltägliche Fronleichnamsprozession damals noch in Übung, und in Freiburg war bisher immer auch eine Abteilung Soldaten mitgegangen.

Aus Säckingen erfahren wir aus den 1790er Jahren, daß dort bei der Rosenkranzbruderschaft eine Stiftung mit 86 Gulden gemacht war für das Tragen des Himmels bei Versehgängen. Als damals von Obrigkeits wegen die Bruderschaften aufgehoben wurden, sollte diese Stiftung bestehen bleiben und das Stiftungskapital nicht in den allgemeinen Religionsfond übernommen werden.

Bis ungefähr zum Jahre 1800 wurde der alte Brauch noch allenthalben geübt. Die nun kommenden langen Kriegsjahre sind ihm sicherlich abträglich gewesen. Noch schlimmer aber war die sogenannte „Aufklärung“, die jetzt auch mehr und mehr ins einfache Volk drang. Bruderschaften wurden aufgehoben, Wallfahrten und andere religiöse Volksbräuche (z. B. auch der Palmesel) waren verpönt. Man hat am Volk herumregiert, um mit Alban Stolz zu reden, wie ein betrunkenen Kutscher an seinen Pferden. Man hat getan, wie wenn man das Volk glücklich machen wolle, hat ihm aber ein Stück nach dem andern von seinem Besten weggenommen. Der gute Priester Heinrich von Pfummern hat recht: „Item, es war ein guter Brauch“, diese alltägliche Fronleichnamsprozession unserer Vorfahren.

Dr. B. Schelb



Der Mond ist aufgegangen,  
 Die goldnen Sternlein prängen  
 Am Himmel hell und klar,  
 Der Wald steht schwarz und schweiget,  
 Und aus den Wiesen steigt  
 Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille  
 Und in der Dämmerung Hülle  
 So traulich und so hold!  
 Als eine stille Kammer,  
 Wo ihr des Tages Jammer  
 Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?  
 Er ist nur halb zu sehen  
 Und ist doch rund und schön.  
 So sind wohl manche Sachen,  
 Die wir getrost belachen,  
 Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolzen Menschenkinder  
 Sind eitel arme Sünder  
 Und wissen gar nicht viel,  
 Wir spinnen Luftgespinste  
 Und suchen viele Ränste  
 Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß uns dein Heil schauen,  
 Auf nichts Vergänglichs trauen,  
 Nicht Eitelkeit uns freun!  
 Laß uns einfältig werden  
 Und vor dir hier auf Erden  
 Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Brämen  
 Aus dieser Welt uns nehmen  
 Durch einen sanften Tod,  
 Und wenn du uns genommen,  
 Laß uns in Himmel kommen,  
 Du, unser Herr und unser Gott.

So legt euch denn, ihr Brüder,  
 In Gottes Namen nieder!  
 Kalt ist der Abendhauch,  
 Verschon uns Gott mit Strafen,  
 Und laß uns ruhig schlafen,  
 Und unsern kranken Nachbarn auch.

MATTHIAS CLAUDIUS

gnis  
 is-  
 ron-  
 auf-  
 3 sie  
 reübt  
 wäre  
 den  
 hun-  
 rei-  
 nrich  
 n zu  
 Jahr  
 nzeige  
 e bis-  
 reiten  
 a Re-  
 eine  
 Ver-  
 erden  
 n der  
 nster-  
 i hin-  
 selbst  
 ganz  
 a. die  
 amals  
 „die  
 r zur  
 heilig-  
 ie zur  
 Mar-  
 sehen  
 glische  
 h in  
 immer  
 gen.  
 s den  
 kranz-  
 en ge-  
 els bei  
 gkeits  
 wur-  
 en und  
 neinen  
 er alte  
 e nun  
 ihm  
 schlim-  
 rung“,  
 nfache  
 aufge-  
 eligiöse  
 waren  
 ert, um  
 nkener  
 getan,  
 machen  
 h dem  
 mmen.  
 ern hat  
 diese  
 unserer  
 Schelb



## Der Bauer und der Tod

Da lebte ein Bauer, stiernackig und stark und war doch schon in die Jahre gekommen, von denen es heißt, daß sie köstlich und voll Mühe und Arbeit gewesen seien. Doch er schaffte noch wie ein erster Knecht des Hofes und wie ein Mann in der Blüte seiner Jahre. Der Tod schien an ihm vorbeigehen zu wollen.

Da geschah es in einem Sommer — der Alte stand auf einem Roggenfelde und lehnte sich auf seine Sense; denn es war heiß und noch ein gut Stück Arbeit bis an des Feldes Ende zu tun, — daß er den Tod sah; wie er mitten über die Felder schritt, langsam und gemessen, wie er näher kam und vor seinem Felde stehen blieb.

„Nun rüste dich, Alter“, sprach der Tod, „du sollst heute noch vor deinem Herrgott stehen!“

„Gemach“, antwortete der Bauer, „muß es denn allsogleich sein, so gestatte, daß ich zuvor dieses Feld abmähe, die Scheunen stehen leer und die Kinder schreien nach Brot!“

Da nickte der Tod gnädigst und setzte sich, zu warten, am Grabenrand nieder, mitten in die Dornen und Disteln hinein. So mähte der Bauer weiter, bang und gemächlich und sah auch hin und wieder zur Seite, wo der Tod zwischen den roten Lebensblüten saß und seine Sense dengelte.

Doch der Bauer war ein Schalk und einer jener Klugen im Lande, die das Gras wachsen und in klaren Nächten die Englein singen hören. So dachte er darüber nach, wie er dem Tod entrinnen möge — —. Er war inzwischen an des Feldes Ende angekommen; in einigen Hieben mußten die letzten Halme fallen. — Da glitt mit einem Male ein überlegen Lächeln über sein hartes Gesicht und mit versteckter, boshafter Freude sah er den Tod an.

Der Tod stand auf, hob die Hand mit dem scharfen Eisen und fuhr nun höchst ungnädig den Mäher an: „Risch, rasch, Geselle, schwing und schneide, dein letztes Stündlein will eben zerrinnen!“



Doch der Bauer stellte die Sense hart auf die Erde und sprach: „Es bleibt bei unserm Pakt, Herr Tod, die letzten Halme bleiben stehen, und ehe die nicht liegen, mag ich auch nicht mit euch gehen!“

Nun sah der Tod, daß er überlistet worden war; mit grimmigem Gesicht wandte er sich und ward nicht mehr gesehen. — Der Bauer aber ging heim, fröhlich wie er noch nie gewesen. Ihm schien die Sonne noch einmal so hell und es dufteten die Blüten doppelt so süß, und die Liedlein der Vögel dünkten ihm noch nie so lebensfreudig erklungen zu sein wie heute.

Doch der Herrgott hat einen langen Arm, und wen er einmal in sein Buch eingetragen hat, dessen Namen löscht er nicht wieder aus.

Der Sommer war dahingegangen, der Herbst kam und streute seine roten und gelben Blätter in die Lüfte; der Wind nahm die Backen voll und warf die letzten vergessenen Früchte von den Bäumen, daß sie verwundert im Grase lagen und dachten: Nun liegen wir hier so still und erwartungsvoll und schüttelten uns doch noch vorhin so lebendig und sorglos am Aste!

Da dachte der Herrgott auch wieder an den Bauer; doch sandte er nicht wieder den Tod, ihn zu holen.

Eines Nachmittags — der Bauer las gerade die Zeitung, wie die Ernte so überraschend gut gewesen sei, — da verspürte er plötzlich ein Stechen in der Brust, — da wieder — und schon wieder, wie wenn ihm jemand eine Lebensfaser nach der andern vom Herzen reiße. —

Da kam den starken Mann doch eine Angst an, er eilte, so schnell seine Schmerzen das gestatteten, nach dem Acker, um zu sehen, ob die letzten Halme noch stünden. Wenn die noch unversehrt waren, würde es auch mit dem Tode nichts auf sich haben und der Schmerz war nur eine bange Narretei.

Doch wie er nun dem Felde nahekommt, sieht er, wie sein jüngstes Enkelkind eine Ähre nach der andern ausrauft und mit den letzten Blüten des Feldes zu einem bunten Strauß bindet. Wie es den Großvater sieht, jubelt es: „Da sieh einmal, Großvater, was ich hier habe!“

Dabei springt es auf den Alten zu, und im Laufen zertritt es den letzten Halm, der noch zitternd steht, und mit einem Seufzer sinkt der Bauer zu Boden und ist tot.

Droben im Himmel aber stand der Herrgott und machte hinter den Namen des Bauern ein großes Kreuz.

Wilhelm Lennemann

# Unsere Liebe Frau

von St. Märgen

Unstreitig bietet sich eines der schönsten Landschaftsbilder unseres geliebten Schwarzwaldes, wenn man von Breitnau her nach Nordwesten zufährt, wenn ein gewaltiges, weites Rund sich öffnet, das eine langgezogene Bergkette mit dem Kandelmassiv als Höhepunkt abschließt. Darin liegen, nur wenige Kilometer voneinander entfernt, die beiden Orte St. Peter und St. Märgen, deren doppel-türmige Kirchen festlich in der schönen Gotteslandschaft stehen.

St. Peter ist bekanntlich eine Stiftung des mächtigen Geschlechtes der Zähringer aus dem Jahre 1093, als ihr Hauskloster gegründet, mit der Grablege der Familie in der Stiftskirche. St. Märgen verdankt seine Gründung dem ebenfalls mächtigen Geschlechte der Hohenberger, deren Machtbereich sich wie ein Keil in das alemannisch-zähringische Gebiet einschob. Die Zähringer standen damals mit Feuer und Flamme, auch zu letzten Opfern bereit, auf der Seite der Hirsauer und jener Bewegung, die den entscheidenden Kampf um die Freiheit der Kirche im Ablauf des Mittelalters wagte und letztlich auch gewann. Der Gründer St. Märgens dagegen war ein Anhänger Heinrichs V. und damit der Gegenpartei. Es ist Graf Bruno von Hohenberg gewesen, zur Zeit der Gründung Dompropst, später sogar Bischof von Straßburg, aber nur gewählt und nicht bestätigt, im Jahre 1162 als Domherr von Bamberg gestorben. Die Gründung St. Märgens in so unmittelbarer Nähe von St. Peter, das so betont hirsauisch und zähringisch war, beleuchtet blitzartig die tiefbewegte und kampferfüllte Lage der damaligen Zeit.

Während zu St. Peter Söhne des hl. Benedikt siedelten, berief Bruno nach St. Märgen Augustinerchorherren. Der Bischof von Toul, sein Freund, hat ihm das vermittelt und lothringische Mönche auf den rauhen Schwarzwald geschickt. Das Gründungsstrüpplein von wahrscheinlich zwölf Mönchen, wie es so üblich war, traf hier in den Jahren um 1108 bis 1120 ein. Die Gründer werden, mit Reliquien versehen, ihren nicht leichten Weg gemacht haben. Nach alter Überlieferung auch unter dem Schutze eines Muttergottesbildes, das vielleicht eine Kopie eines Gnadenbildes aus ihrer Heimat oder gar ihres Heimatklosters war. Eben diese Überlieferung besagt, daß dieses Bild das heute noch in hoher Verehrung stehende Gnadenbild von St. Märgen ist.

Man darf dieser Überlieferung voll und ganz Glauben schenken. Das Bild „Unserer Lieben Frau von St. Märgen“, das sich heute, wie das Gnadenbild von Einsiedeln, in barocker Bekleidung auf dem Altar der Gnadenkapelle darbietet, stammt stilistisch durchaus aus der Gründungszeit unseres Stiftes. Es ist eine sitzende Madonna, die einst das Jesuskind streng frontal vor ihrer Brust hielt, ganz dem strengen romanischen Stil jener Zeit ent-



Das einstige Kloster St. Märgen mit Gnadenbild nach einem Stich aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts

sprechend. Erst der Barock hat das Kind etwas auf die Seite gerückt, um seine Bekleidungs-gewänder besser anbringen zu können. Auch die Formen des Thronsitzes sind die des romanischen Stiles. Dazu ist das Ganze, ein holz-geschnittenes Bildwerk, bis auf kleine Partien, vor allem die Gesichter, kaschiert, d. h. mit Stoff überzogen, dessen romanische Bemalung sich noch fast völlig erhalten hat. Wir bringen hier zum erstenmal sein Bild, das eine Vor-stellung von einem der ältesten und ehrwür-digsten Marien-Gnadenbilder unseres Erz-bistums geben soll.

Aus Verehrung für die Gottesmutter wähl-ten sich die Gründer auch die Bezeichnung für ihre klösterliche Siedelung: „Zelle Mariens“. Aus „Marienzelle“ oder „Meryenzelle“ ist schließlich „St. Märgen“ geworden, wie „Mer-gental“ oder Mariental bei Hagenau, der be-kannte elsässische Marienwallfahrtsort.

Der Weg durch die Geschichte ist für unser Kloster überaus hart und schwer geworden. Das gilt schon für den Anfang. Die lothringi-schen Mönche fanden sich auf dem rauhen Schwarzwald kaum zurecht. Sie sollen sogar in ihrer Not nach einer Einverleibung mit dem nahen St. Peter gestrebt haben. Aber dem kam der Diözesanbischof zuvor. Es war Graf Ulrich von Dillingen, der in den Jahren 1111 bis 1127 an der Spitze der Diözese Konstanz stand und ein großer Förderer der Augustiner war, der auch das Augustinerkloster Kreuzlingen bei seiner Bischofsstadt auf eine neue, lebens-fähige Grundlage gestellt hat. Ulrich war



selbst Augustiner und sah gerne persönlich zu St. Märgen „nach dem Rechten“. Er ist sogar hier gestorben und zwar am 27. August 1127, da er auf dem Rückweg vom Reichstag zu Worms in unserem Stift Halt machte.

Des mächtigen Diözesanbischofs Hilfe war sehr wertvoll für St. Märgen, desgleichen der Schutzbrief, den Papst Honorius II. im Jahre 1125 ausstellte. Auch war die klösterliche Siedlung wirtschaftlich genügend ausgestattet. Dafür hatte Stifter Bruno ausgiebig Grund und Boden gespendet. Wenn es trotzdem nicht vorangehen wollte und härteste Notzeiten St. Märgen die längste Zeit zu Boden drückten, dann war daran in erster Linie seine Schirmvogtei schuld. Nach dem milden Regiment der Hohenberger, des Gründergeschlechtes, ging die Schirmvogtei an Freiburger Patrizierfamilien über, im Jahre 1318 an die Snewelin und 1378 an die Ritter von Blumeneck. Diese brachten eine unerhörte Ausbeutung über das Kloster. Sie sind sogar die Mörder seiner Äbte Konrad II. und Johann II., die im Kampf um die Rechte ihres Stiftes 1352 beziehungsweise 1401 ihr Leben lassen mußten. Es war so schlimm geworden, daß das Kloster jahrelang leer stand und seine Mönche betelnd im Lande umherziehen mußten. St. Märgen ist eines der grassesten Beispiele innerhalb unseres Landes für das maßlose Unheil, das einem Kloster von der Schirmvogtei erwachsen konnte.

Etwas Milderung brachte das Jahr 1370, da Bischof Heinrich von Konstanz die Marienzelle mit dem Freiburger Kloster des gleichen Ordens vereinigte. Nun hatten die Mönche wenigstens wieder eine Heimat. Aber auf dem Schwarzwald blieb die Lage nach wie vor trostlos genug, so daß Abt und Konvent im

Jahre 1462 einen großen Verkauf an die Stadt Freiburg wagten, wobei sie noch tüchtig von dieser hereingelegt wurden. Im Jahre 1430 legte eine Feuersbrunst St. Märgen nieder. Dasselbe geschah 1560. 1704 zum drittenmal. 1644 brannten die Schweden auch das Freiburger Heim nieder.

Im Jahre 1713 war Propst Andreas Dilger, vordem Chorherr zu Kreuzlingen, an die Spitze unseres Klosters getreten, ein Mann von außergewöhnlichen Fähigkeiten. Ihm verdanken „Allerheiligen“ in Freiburg wie St. Märgen ihren Wiederaufbau und klösterliche Wiedererweckung. 1725 konnte die neue Kirche von St. Märgen eingeweiht werden, vier Jahre später durfte der „zweite Gründer von St. Märgen“ in das neue Kollegiatgebäude einziehen. 1723 war, nach jahrhundertelanger Abwesenheit, das Gnadenbild aus Freiburg an seine alte Heimstätte zurückgekehrt, was heute



noch in einem eigenen Fest „Mariä Einzug“ gefeiert wird. An der allgemeinen religiösen Neublüte des 18. Jahrhunderts hatte auch St. Märgen, besonders seine Marienwallfahrt, schönsten Anteil. Deshalb war es nicht wenig hart, als im Jahre 1806 die Aufhebung des Klosters verfügt wurde und seine Mönche wegziehen mußten. Doch blieb die Wallfahrt lebendig bis in unsere Tage herein. Neues Unglück brachte das Jahr 1907 (die Älteren von uns erinnern sich noch daran), da ein Blitzschlag die Kirche zerstörte. Man hat sie sofort in größter Opferfreudigkeit wieder aufgebaut und ihr mit Erfolg den Charakter heimelig-frommer Barockfreudigkeit zu geben versucht, so daß das verehrte Alte wirkungsvoll weiterlebt.

Ein weiter, festlicher Raum empfängt heute den frommen Pilger. Ein mächtiger, reicher Säulenhochaltar faßt alles zusammen und beherrscht den Raum. Zwei stattliche Seitenaltäre und eine ebensolche Kanzel treten

hinzu, während zwei kleinere Altäre in anstoßenden Seitenkapellen stehen. Kubanek und Weißburger haben sich darum wie um den flotten Stuck (besonders im Chor!) verdient gemacht, Martin Feuerstein und Kolmsperger um die schwungvollen Deckenbilder in Langhaus und Chor. Von ersterem stammt auch das sehr ansprechende Mariä-Himmelfahrtsbild des Hochaltars, während der Münchener Gabriel von Hackl das packende Dreikönigsbild des linken Seitenaltars schuf. Aus der alten Kirche konnten neben einem Altarblatt eine Reihe von Statuen und Statuetten gerettet werden, die zu den besten Arbeiten des sanktpetrinischen Klosterbildhauers Matthias Faller gehören, der 1791 zu St. Märgen gestorben ist. Davon entzückende Stücke auf den kleinen Retabeln der beiden großen Seitenaltäre. Auch ein Thronszitz des heiligsten Herzens Jesu ist dabei, eine interessante Darstellung der Herz-Jesu-Verehrung des 18. Jahrhunderts. Ein lauschiger, heimeliger Betraum ist die Gnadenkapelle mit ihrem reichen Schmuck und dem Gnadenbild in Festgewändern. Das Bewußtsein, hier eines der altherwürdigsten Marienwallfahrtsbilder unserer Heimat vor sich zu haben, bewegt nicht wenig.

Vom Kloster hat sich noch der einstige Prälatenbau erhalten, in dem sich heute das Pfarrhaus befindet. Zwischen ihm und der Kirche ein stimmungsvoller Hof mit Brunnen, dessen Anlage dem greisen, langjährigen und hochverdienten Betreuer St. Märgens, Hochwürden Herrn Geistlichen Rat Siebold, zu danken ist.

Text und Fotos: H. Ginter

Links oben: Schönes Wappen über dem Hauptportal (1725)

Links Mitte: Der festlich reiche Kirchenraum von St. Märgen

Rechts oben: Das hochverehrte romanische Gnadenbild aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts

Unten: Die heimelige Gnadenkapelle



### Ein wundersamer Zahlenspiegel im Leben der Bienen

- 3 Tage ein Ei,
  - 6 Tage eine Larve,
  - 9 Tage eine Made in verdeckelter Zelle,
  - 3 Tage eine Nymphe.
- Am 21. Tage schlüpft die Biene aus der Zelle und ist nun Stockbiene.
- In den ersten 3 Tagen hat sie Stubendienst.
- 6 Tage Säuglingspflegerin der kleinsten Larven, Wärme bereiten, Zellen pflegen, Tote wegschaffen.
  - 6 Tage Bienenmilch aus Bienenbrot bereiten.
  - 3 Tage Wachs schwitzen.
  - 3 Tage Wachsoldat und Königinnendienst.
- Am 21. Tage macht die Jungbiene ihr Flugvorspiel.
- Dann geht es zweimal 21 Tage auf Futtersuche und danach bricht sie eines Tages mitten im Flug tot zusammen.
- Darum währt das Leben der Biene im Sommer nur 3, dagegen im Winter 9 Monate. — Die Königin aber lebt zumeist 3 bis 5 Jahre und der Drohn nur 3 bis 6 Wochen.



## Religiöse Motive in der Hausnamensitte

Der mittelalterlichen Stadt verliehen die Hausnamen und Hauszeichen ein buntes, farbenfrohes Gepräge. Recht sichtbar hat man die einzelnen Zeichen an den Häusern angebracht, oft auch an einer in die Straße ragenden Stange aufgehängt. Die Hauszeichen waren in plastischer Form gefertigt oder auf eine Tafel gemalt. Ihre praktische Bedeutung beruhte darin, daß sie zunächst ein willkommenes Orientierungsmittel waren, dann aber in rechtlicher Hinsicht die unentbehrliche Grundlage zur genauen örtlichen Fixierung eines Hauses bildeten. So werden auch die Verordnungen verständlich, die die Kennzeichnung sämtlicher Häuser zur Pflicht machten und die willkürliche Umbenennung der Häuser verboten.

In zahlreichen rheinischen Städten läßt sich die Hausnamensitte seit dem 13. Jahrhundert (in Köln bereits um 1150) nachweisen. Auch in den Städten Freiburg und Konstanz, die für unsere Heimat besonders in Betracht kommen, gehören die frühesten Hausnamen noch dem 13. Jahrhundert an. Von da ab bildeten sie bis ins 18. Jahrhundert hinein einen wesentlichen Faktor im Stadtbild und -leben. Die Gründe, die zu ihrem Verschwinden führten, waren verschiedener Art, hängen jedoch mehr oder weniger mit der Aufklärung zusammen. In Konstanz wurden die Hausnamen im Anschluß an die Josephinischen Reformen im Jahre 1786 abgeschafft — an ihre Stelle trat die prosaische Hausnumerierung.

In der bunten Fülle der überlieferten Hausnamen lassen sich verschiedene Motivgruppen unterscheiden, unter denen der religiöse Bezirk starken Anteil hat. Und innerhalb des religiösen Bereiches zeigen sich wieder Benennungsmotive verschiedener Herkunft. Ihnen wollen wir, im wesentlichen an Hand des Freiburger und Konstanzer Hausnamenschatzes, unsere Betrachtung schenken.

In jeder Stadt, die die Hausnamensitte kannte, gab es Häuser, die nach bestimmten Schutzheiligen benannt waren. Unter ihnen ist der hl. Christophorus besonders beliebt, weil man — so berichtet die Legende — tagsüber nicht von einem jähen Tod überrascht werde, wenn man morgens nüchtern das Bild dieses Heiligen ansähe. Am Haus „zum großen Christoph“ in Würzburg stehen die Verse: „Christophori faciem, quacumpume in luce tueris, illa nempe die non morte mala morieris.“ In Freiburg und Konstanz gab es mehrere nach diesem Heiligen benannte Häuser.

An weiteren Heiligennamen erscheinen in Konstanz „zum hl. Rochus“ und „zum hl. Sebastian“, beides Pestpatrone. Das Konzil von Konstanz soll die Verehrung des hl. Rochus gutgeheißen haben, weil die Stadt ihm die Rettung vor der Pest verdankte. Aus Freiburg lassen sich folgende Hausnamen hierher stellen: „zum St. Antonius“, „zum St. Quer“, die mundartliche Form für St. Quirin, „zum St. Michael“, „zum St. Nikolaus“, auch in

Konstanz bezeugt, „zum St. Ruprecht“, ein Hausname, der auf die in Freiburg begüterte Abtei St. Trutpert zurückgeht. Ruprecht war der Bruder des Gründers Trutpert und erscheint auch als Klostername.

Regelmäßig kehren Himmel, Hölle und Paradies in den Hausnamen wieder: „zum Himmel“, „zum blauen Himmel“ und „zum Himmelreich“ sind aus Freiburg belegt. Der Hausname „zur Hölle“, dem oft das Bild des Höllenrachsens zugrunde liegt, taucht in Konstanz und Freiburg auf, „zum Fegfeuer“ in Konstanz, „zum Paradies“ in Freiburg.

Das Sinnbild des Lammes Gottes, von den Beginenhäusern oft gewählt, erscheint im Konstanzer Hausnamen „zum weißen Lamm“ und im Freiburger Namen „zum Lämmlein“. Dieses Sinnbild ist auf Freiburger Siegeln aus dem 14. Jahrhundert öfters abgebildet. Die vielen Hausnamen, die das Kreuz mit einem unterscheidenden Farb- oder Größenattribut zum Inhalt haben, dürften in den meisten Fällen auf ein zur kirchlichen Symbolik gehörendes Kreuz hinweisen.

Ausstrahlende Wirkung hatten das Einhorn und der Pelikan, zwei altchristliche Symbole. Vom weißfarbigen Einhorn, dem jungfräulichen Fabeltier, sagte u. a. Gregor der Große, daß es wegen seiner übermächtigen Kraft von keinem Jäger erlegt werden könne; begegne es aber einem jungfräulichen Mädchen, so werde es zahm und lasse seinen Kopf im Schoße des Mädchens ruhen. Diese mittelalterliche Vorstellung, der wir beispielsweise im „Parzival“ des Wolfram von Eschenbach begegnen, hat auch im Hauszeichen seinen Niederschlag gefunden, während es auch als reines Wappentier auftritt.

Der Pelikan wird meist dargestellt, wie er sich mit dem Schnabel die Brust ritzt und mit dem hervorquellenden Blut seine Jungen nährt. Auch er kann als reines Wappentier, d. h. ohne bildhafte Ausschmückung, im Hauszeichen erscheinen. Beide Tiere lassen sich in Konstanz wie in Freiburg im Hauszeichen nachweisen.

Als symbolische Verbildlichung göttlicher Personen ist der Hausname „zur weißen Taube“ in Konstanz aufzufassen, dem in Freiburg „zum Hl. Geist“ entspricht. Christi Gestalt regte die Hausnamen „zum Schafhirt“ (auch „zum Guten Hirten“), „zum Kindle“ in Konstanz und „zum Kind Jesu“ in Freiburg an. Christi Mutter war namengebend für die Konstanzer Häuser „zu Unserer Lieben Frau“ und wohl auch „zur Jungfrau“, für die Freiburger „zum Marienbild“ und „zur Mutter Gottes“. Das Haus „zum Marienbild“ war mit einer gotischen Muttergottesstatue mit dem Jesuskind geschmückt.

Mancher Hausname verdankt seinen Ursprung alt- und neutestamentlichen Gestalten, Geschehnissen oder bekannten Örtlichkeiten aus der Bibel. Aus Konstanz gehören in diesen Bereich „zu den hl. Drei Königen“, von

denen der Mohrenkönig besonders volkstümlich war: „zum vorderen und hinteren Mohren“, „zum Mohrenkopf“, vielleicht auch „zum Heidenkönig“ und „zum Heidenkopf“. Das Haus „zum Esel“ zeigte die Darstellung der Flucht der heiligen Familie nach Ägypten. Dabei ist der etwas kräftig geratene Esel zum Hauszeichen geworden.

In Freiburg stellte das Bild am Haus „zum Jordan“ offenbar Christi Taufe am Jordan dar. In dem Hausnamen „zum wilden Samson“ ist ein Freiburger Bürgername das primäre (1349: „Hus dem man spricht ze Her Sambson“), der „wohl durch bildliche Darstellung der biblischen Gestalt Hausmarke geworden ist“. Im Hausnamen „zum Ölberg“, ebenfalls in Freiburg, haben wir den Übergang eines Flurnamens auf die Hausbenennung vor uns.

Dem Freiburger Hausnamen „zum Bischof“ liegt ein Familienname zugrunde, während die Häuser „zum Kardinal“ und „zum Papst“ Priesterwohnungen waren. Der Konstanzer Hausname „zur Inful“ (von lateinisch infula

= Bischofs-, Abtsmütze), der auch in Freiburg in verschiedenen Formen vorkommt, weist auf geistlichen Besitz; in Konstanz war dieses Haus lange im Besitz des Klosters Salem. Ebenso war in Konstanz ein Haus „zur Glocke“ Eigentum des Domkapitels. In Freiburg gehörte das Haus „zum Pfaffenstuhl“ dem Münsterkapitel, jenes „zum Predigtstuhl“ dem Kloster der Prediger, und das Haus „zum Wachsstock“ war ebenfalls in geistlichem Besitz.

Wir beenden unseren Überblick über die Hausnamen aus dem christlichen Ideenkreis mit einigen Namen, die ihrer Bedeutung nach kirchliche Geräte oder Einrichtungen bezeichnen: „zum heiligen oder ewigen Licht“, ein Freiburger Hausname, der an früher übliche Stiftungen eines Ewigen Lichtes erinnert; „zum (großen) Kelch“, „zum Opferstock“, ein Pfründhaus, „zur Orgel“, „zum Paternoster“ (= Rosenkranz), auch in Konstanz vorkommend, „zum Rosenkranz“, in Freiburg und Konstanz, „zum Taufstein“ in Konstanz.

Ernst Schneider

## Der Herr im Kraichgau

### Eine Legende



Es gibt wohl wenig Fleckchen auf dieser Erde, die ein so beschauliches Leben führen wie des Herrgotts Musterländle, zwischen den herben, verschlossenen Odenwaldrücken und den schwarzen, himmelstürmenden Bergfingern des Schwarzwaldes. Es mag anderswo mehr Gold und Silber

geben, mehr gelehrtes Zeug und mehr berühmte Männer als hier auf den sanften Hügelrücken und in den trauten Tälern, aber nirgendwo finden wir soviel Zufriedenheit, Beschaulichkeit und Ebenmaß als gerade im Kraichgauer Land. Wer's nicht glauben will, mag's ruhig bleiben lassen. Für uns ist es eben so...

Oh, es ist lange her, da war es auf der Erde überall gleich gewesen. Wo du auch hinkamst, standen dieselben Berge, wuchs dasselbe Gras, blühten die gleichen Blumen, saßen ebendieselben Menschen und schlugen Herzen, in denen noch nicht der Teufel herumhantierte. Ja, es war eine schöne Welt, so recht das Meisterstück unseres Herrgottes, der ja darob selber so glücklich und zufrieden war, daß er gleich einen Festtag einlegte und sich tüchtig ausruhte, das heißt, er saß da oben auf seiner Wolkenbank und konnte den ganzen Tag sich nicht genug sattsehen an all der Pracht da unten. Es war auch alles so schön ausgefallen.

Mit der Zeit kamen nun die Menschen auf dumme Gedanken. Es stieg ihnen in den Kopf, wie man so zu sagen pflegt. Das gefiel dem Herrgott aber auch garnicht. Das mußte anders werden. Er wollte einmal selbst nach dem Rechten sehen und stieg auf die Erde hinunter.

Wie ein einfacher Wandersmann wollte er aussehen. Nichts nahm er mit als einen Wanderstab und seinen ältesten Hut. Geld steckte er keines in den Beutel, auch ein Eßsäckel hing er sich nicht um. Er wollte gute Menschen finden, die ihn aushielten, denn das hatte er ja wohl noch verdient. Hätten die Menschenkinder landauf, landab gewußt, daß der ärmliche Wanderbursche da draußen auf der Straße der Herrgott selber war, ja dann würden sie ihm die Taschen gefüllt und ihm ihr bestes Bett mit den feinsten Linnen angetragen haben. Das wollte der Herr aber nicht, denn er erkannte wohl, daß Amt und Würde, Ehre und Ruhm, die großen Wörtlein der Menschen seien, vor denen der gemeine Mann so klein und unscheinbar dastehen mußte, daß man ihn überhaupt nicht sah. Was war er denn schon? Das staubige Kleid würde ja das schneeweiße Bett beschmutzen. Dieser barfüßige, müde und abgespannte Bursche hatte auch nichts im Beutel. Da schloß man schnell die Türe zu. So hatte der Herrgott schon viele Lande durchwandert. Er fand gute und böse Menschen... und so wie sie sich verdient hatten, so belohnte oder bestrafte er sie. Dort ließ er viel Gold und Edelstein, anderswo schenkte er Fischlein in großer Zahl oder Bäume, die sich bis zum Himmel reckten. Wieder wo anders trocknete er die Erde aus, daß die Haine verdorrten, oder er ließ Wasser über die Erde hereinbrechen.

So geschah es auch, daß der Herrgott nach Bruchsal kam. Ja, richtig, das war doch das Städtlein, das er droben im Himmel immer angeschaut hatte. Da mußte er doch gleich das wunderschöne Schloß aus nächster Nähe betrachten. Wie sauber gelect die Sträßlein



allesamt dreinblickten und die Häuslein so lustig bemalt waren... Richtig, drüben reckten und streckten sich zwei Türme in die Höhe. Ihr runder Bauch stach geradezu in einer langen Spitze in den Himmel hinein. Ach so, der Herrgott blieb ein Weilchen stehen und mußte lächeln. Darauf war ja auch sein guter Petrus so stolz. Der sagte immer: „Schau lieber Herrgott, die schönste Kirch da unten in dem Städtlein hat mein Nam! Die Menschen drunten mag ich gern.“ — So gelangte der Herrgott zum Schloß. Sapperlottchen, da hatten die Menschenkinder aber ewas gebaut, das konnte sich sehen lassen. Man meint gerade, die Steine da hätten Leben und würden jeden Augenblick sich erheben und fortlaufen. Daß man doch aus solch toten Steinbrocken solch treffliche Häuser bilden konnte... Und da, die schönen Beete, die tausend Blumen drinnen. Horch... war das nicht Musik, das da aus dem geöffneten Fenster drang? Wie sich das so leicht und lustig an den Steinsimsen entlangschwang, wie das jubelte und lachte. Die Menschen hier müßten das Herz auf dem richtigen Fleck haben, das spürte man.

Eben huschte eine Gestalt an ihm vorbei, blieb nach einigen Schritten stehen, kam behend zurück... und da fühlte er schon ein kleines Geldstück in seiner Hand liegen. „Nehmt es Mann, ihr werdet's gebrauchen können.“ Mit einem Lächeln und einem roten Köpfchen knixte ein Fräulein und verschwand schnell im Schloß. Glückliche ging der Herrgott weiter. Aber nur ein paar Schritte, denn etwas war ihm noch aufgefallen: Da flogen doch solch kleine Menschlein auf den Steinsäulen und Fensterstürzen entlang, hinauf und hinunter. Es kam jemand des Wegs daher. Der Herrgott zupfte den Fremden. „Könnt ihr

mir sagen, was das für lustige Gesellen sind, die da oben herumfliegen?“ „Ha no“, meinte der Gefragte — es war ein biederer Bauer aus der Umgebung — „das sind doch dem dort droben — und er deutete mit seinen Fingern in den wolkenlosen Himmel hinein — seine Engel.“ Da mußte der Herrgott herzlich lachen. „Auf was die Menschen nicht alles kommen, jetzt fangen sie schon an, den Himmel herunterzuholen.“ Erst als der Bauer ganz komisch dreinschaute, merkte der Herrgott, daß er beinahe zu viel gesagt hatte. „Wißt ich bin fremd“, entschuldigte er sich. „So, so“, plaudert der Bauersmann, „da habt ihr euch aber ein schönes Stücklein Erde ausgesucht, da läßt sich gut laufen. Wo wollt ihr denn noch hin?“ Nun wurde der Herrgott etwas verlegen. „Weiter halt“, stotterte er. „So, so, da geht's gerade mit mir durchs Damianstor hindurch gegen Ubstadt zu. S' ist ein guter Weg, und man kann allerhand sehen.“ „Ja“, unterbrach der Herrgott seinen Freund, „Damianstor heißt das da?“ „Ja, ja, so hat doch einer unserer Heiligen geheißen!“ Dem Herrgott fuhr es da gerade heraus, er konnte das Wörtlein nimmer aufhalten: „Da wohnen aber fromme Leut!“ „O Wanderbursch“, zeterte das Bäuerlein los, „weißt, die Heiligen stehen halt allweil da. Die feinen Leut meinen, das sei vornehm. Je mehr Heilige sie im Städtlein haben, je mehr Sünden stellen sie an. Die da oben sollen's dann wieder abbitten. Pfui Teufel sag ich da!“ Der Herrgott mußte lachen, wie das Bäuerlein so zornig ward... und es freute ihn, daß das Völklein alles partout herausplapperte, ohne erst hundert gelehrige Wörtlein als Mäntelchen heranzuhängen.

Unterdessen hatten die beiden die letzten Häuslein hinter sich gelassen. Rechts stiegen sanfte Hügel empor. Links aber konnte man ins Land hinausschauen, weit, weit hinüber. Im Dunstschleier schwammen Berge, Waldflecken woben sich in den frühlingsbunten Wiesenteppich ein. Dem Herrgott deuchte alles gut. Das Bäuerlein an seiner Seite plauderte in einem fort. Interessiert hörte der Herr zu. Manches Stündlein liefen sie selbsttritt dahin. Die Sonnenscheibe senkte sich schon bedenklich gen Westen zu und schwamm in blutroter Glut, umsegelt von kleinen Wolkenschiffen, deren Wandungen grau aufblitzten. — Irgendwo schepperte ein Glöcklein. Ein zarter Windhauch fächelte Blütenblätter zur Erde. Der Herrgott trank all die stillen Gebetlein der Natur in sich hinein. Oh, er hatte schon Gewaltigeres gesehen, himmelstürmende Berge, Felsengrate über schwindelnden Untiefen, Flüsse so breit, daß man das andere Ufer nicht erspähen konnte, das Meer mit seinem donnernden Herzschlag und weite Länder, ohne Berg und Tal, wo der Himmel mit der Erde zusammenstieß. Aber solch ein Fleckchen Erde, solch liebliche Welt, nein, das war ihm noch nicht begegnet. Eine einzige, große Harmonie spannte sich von Hügel zu Hügel, von Tal zu Tal, von Haus zu Haus.

Und da standen sie auch schon vor einem ärmlichen Häuslein. „Fremdling, komm zu

uns!" Der Bauer hatte die Türe aufgestoßen. Der Herrgott trat ein. Sofort fühlte er sich wie zu Hause. Es schien, als hätten diese Menschen all das, was ihnen die Natur draußen schenkte, mit in ihre Kammer genommen. Am Herd stand die Frau des Bauern. Freundlich grüßte sie den Fremdling und hieß ihn willkommen. Schnell war der Tisch gedeckt und alle hatten Platz genommen. Jetzt begann der Bauer zu reden. Zuerst langsam, dann immer schneller. Seine Frau aber saß still daneben und mußte immer auf den Fremdling blicken, der jetzt so feierlich dreinschaute. „Wißt, wir Menschen sind ärmliche Leut. Wir können dir nicht viel Gutes vorsezen. Das, was wir haben, wollen wir gerne mit dir teilen. Wir sind's zufrieden, wie es ist. Der Herrgott hat uns ja dafür so eine wunderschöne Welt geschenkt.“ Alle drei blickten zum kleinen Fenster hinaus. Der allerletzte Sonnenfunken irrte verloren durch die Blütenkrone des Kirschbaumes draußen. Ein Vogel sang sein Abendlied. Dann legte sich ein dunkler Schatten nieder.

Nun ergriff der Herr das Brot, brach es und segnete es mit seinen Händen. Drüben an der anderen Tischseite saßen zwei Menschen und erschauerten. „Mann, was tut ihr?“ — „Segnen, das ist so Brauch in unserem Land.“ Schweigend aßen sie. Das Brot war schwarz und schwer und schmeckte nach Erde. Sie tranken klares Wasser aus dem Brunnen. Die Kräuter in der Schüssel dufteten köstlich. Als das Mahl beendet, sprach der Bauer: „Schaut, Fremdling, unser Brot ist schlecht und mehr wie Wasser haben wir nicht. Das gaben wir dir gern.“ „Laßt es gut sein“, antwortete der Herrgott. „Köstlicheres hab ich noch nirgendwo gegessen.“ Nun kramte der Bauer sein Pfeiflein hervor, steckte einige Blätter hinein. „Fremdling raucht noch ein Pfeifle, zwar das Kraut ist nicht viel nutz.“ Der Herrgott nahm die Pfeife, steckte sie an und blies den Rauch bedächtig zur Decke empor. In der Tat, das biß und kratzte, daß der Herrgott ordentlich husten mußte. Er gab sie wieder zurück. „Ihr seid gewiß feinere Dinge gewohnt“, wollte der Bauer sich entschuldigen. Da lächelte der Herrgott. Er erhob sich, nahm Hut und Wanderstab. „Ihr bleibt doch die Nacht hier?“, fragte der Bauer. „Wir geben euch unser Bett.“ „Nein, nein, ich muß noch weiter, habet Dank!“ Er ging in den Abend hinaus. Der Bauer und seine Frau waren unter die Türschwelle getreten. Sie gewahrten, wie in einiger Entfernung vor dem Haus der Fremde

anhielt. Sie sahen es ganz deutlich, wie er plötzlich weit die Arme ausbreitete. Ein geheimnisvolles Licht war da um den Fremdling. Das strahlte immer heller. Der Bauer mußte seine Hand an die Augen legen. Die Frau umklammerte ihn ängstlich. Es ward, als wenn die ganze Natur den Atem anhielte. Alle Kreatur schwieg. Der Blütenregen vom Kirschbaum hörte auf, das Plätschern des Brunnens verstummte, und der Wind schien ausgeblasen. Da überkam es den Bauern. Er fiel in die Knie und zog seine Frau mit sich. „Frau, das ist unser Herrgott, ich weiß es.“ — Und sie sahen, wie die Gestalt vor ihnen das Land segnete, nach Nord und Süd, nach Ost und West... und all die Menschen, die da wohnten.

Das Wasser in den Bechern und Krügen der Menschen verwandelte sich in köstlichen Wein. Auf Berg und Hügeln rankten sich die Reben. Das schwarze Brot ward weiß und leicht und duftend. Zünftige Rauchblätter wuchsen aus der Erde und dufteten gar würzig in den Pfeifen.

... und jetzt, mein lieber Leser, könnte ich schließen. Aber da ist deine Frage. Sie findet ihren Weg durch all die Freuden dieser Tage und all die tausend Wunder.

„Warum hat der Herrgott dieses Stücklein Land nicht in seiner Hand gehalten, als Krieg und Elend über diese Erde rasten?“ — Oh, lieber Leser, rechte nicht mit Gott! — Viel Heilige haben wir gehabt in unseren Häusern, an unseren Toren und Kirchen — doch nur um Sünd' und Schuld damit zu decken. Ihre Stimmen blieben stumm in unsren Herzen. Den Fremdling hatten wir von unsrer Schwelle gewiesen und ins Elend gejagt. Wer sagt, daß es nicht der Herrgott war, der klopfte? — Und doch, dies Stücklein Land hängt an seinem Herzen, sonst wär die Erde doch schon ausgedorrt.

Walter Weckenmann



## Paula Merend, eine Mystikerin im Kloster Inzigkofen

In der Kirchengeschichte Hohenzollerns nimmt das ehemalige Augustinerinnenkloster Inzigkofen einen nicht unbedeutenden Platz ein.

Anno 1354 gegründet von zwei Sigmaringer Bürgerstöchtern namens Sönnner, war es zunächst eine Klausel bei der Kapelle zu Ehren des hl. Mauritius. Ursprünglich nach der dritten Ordensregel des hl. Franziskus geführt, wurde es im Jahre 1394 von Bischof Burkhard von Konstanz, einem Herrn von Höven, als ein reguliertes Kloster der Augustinerinnen bestätigt. Hier lebte im 16. Jahrhundert die Nonne Paula Merend. Geboren 1555 zu Innsbruck als Tochter des königlichen Leibarztes Johann Peter Merend und der Catharina Obbesserin, kam sie als junges Mädchen nach Inzigkofen, um ihr Leben Gott zu weihen. Maria Cleopha Hochretin, gestorben 1606, die 15. in der Reihe der Pröpstin zu Inzigkofen, hat sie in aller geistlichen Zucht und Ordnung unterwiesen. Sie gibt das Zeugnis, „under allen ihren gaistlichen künden sey diese Paula die frömmste gewesen“. Am St. Martinstag 1576 hat sie ihre heilige Profess gefeiert.

In den Aufzeichnungen ihrer Mitschwester und späteren Pröpstin zu Inzigkofen, Amalia Gräfin von Hohenzollern, gestorben 1603, die uns einen Einblick in das reiche Innenleben dieser so unscheinbar sich gebenden Nonne gibt, heißt es, daß die „oberen und gemeiner

convent ein groß Wohlgefallen an ihr hatten“. Sie war später Küsterin und fast 40 Jahre Novizenmeisterin zu Inzigkofen.

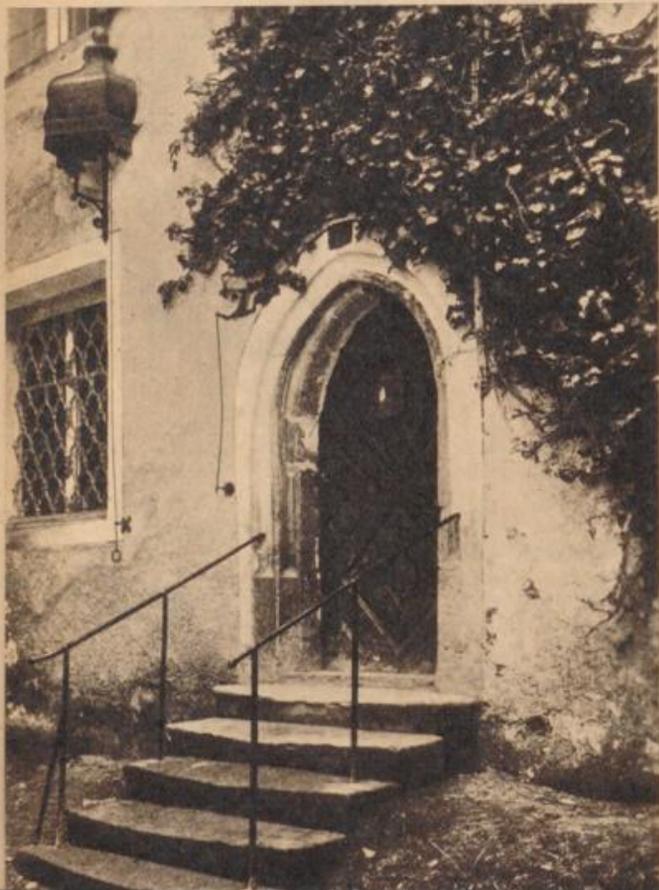
Sicher wäre sie Pröpstin geworden, wenn nicht ein Gehörleiden, mit dem sie behaftet war, dies verhindert hätte. Sie hat oft zu ihren Novizen gesagt, sie habe Gott gebeten, daß er ihr diesen Mangel lasse, da er ihr zur geistigen Nahrung und zum Seelenheil diene. Sie hätte ein Büchlein schreiben können, wie sie zu diesen Schmerzen „an ihrem haupt“ kam, erzählte sie ihren Mitschwestern und daß sie ihr Gehör „in der gehorsamen verloren hab“.

Ihre größte Freude und Lust war im Chor und im göttlichen Dienst. Immer wollte sie die erste sein. Denn sie sagte, „die erste, die in chor kommen, verdien ein Kränzlein, die ander ein ringlein und die dritt ein streißlein bey unserem Herrn“. Sie wünschte nur für die Zeit, da sie im Chor war, das Gehör wieder zu haben.

„Sie sange etlichemahl in ihrem bett stille, sonderlich wann man Ecce Panis oder das Inviolata sang.“ Und als „in ihrem todbett der herr beichtiger das blüemlnkränzlein ab dem ciborium auf den Kopf gesetzt, hat sie ein oder adermal das ‚Veni sponsa Christi‘ mit innerer Freude des Geistes vor sich hingesun-

Oben: Der Klosterfriedhof Inzigkofen  
Links: Das Klosterpfortlein, von Efeu umspinnen

Fotos: Haselmeier



gen". Das Kränzlein fand man 30 Jahre später bei der Öffnung des Grabes noch unversehrt.

Was die Chronistin des Inzigkofen Klosters von ihrer Mitschwester Paula Merend in verschiedenen Kapiteln schreibt, füllt ein ganzes Büchlein. „Von ihrem Bußwürken und strengen leben, von ihrer gehorsamme, von der lieben des nägsten, von ihren demut, von ihrem seeligen end.“

Es war im November 1580 damals auch der nachmalige hl. Kirchenlehrer Petrus Canisius in Inzigkofen zu Gast. Von ihrem Briefwechsel mit ihm sagt Paula Merend, „daß ihr der ehrwürdig pater petrus schöne geistliche trostreiche brieff zuschrieb, welche brieff sie ihr lebttag fleißig aufbehalten“.

Die Wassersucht war ihre letzte Krankheit, nachdem eine ganze Reihe großer Beschwerden fast ein Leben lang von ihr heldenmütig ertragen wurden. Auf dem letzten Schmerzenslager sprach sie immer wieder die Worte des Evangelisten Johannes: „Meine liebe Kinder, lieben einander.“



## Hättest's gemacht wie der Stoffer!

Manchmal schlägt der Blitz in ein Haus, dann brennt es. Manchmal schlägt kein Blitz hinein, dann brennt es auch. So ist es schon vor Zeiten gewesen und kann sein, es gibt

Orte, da ist es heut noch anso.

Es hat Leut gegeben, die haben behauptet, dem Stoffer sein Haus hab Feuer gefangen. So etwas will aber bewiesen sein. Beweisen aber hat das niemand können. Kann der Stoffer also ruhig sagen: „Wenn ich noch ein Wort hör, dann zeig ich's an!“ und kann heimlich denken: „Gottlob, daß keiner nix gesehen hat. Ich hab gebaut, das ist die Hauptsach.“

Der Stoffer ist der Nachbar zum Veit. Der Veit hat ein altes Gelump von Haus stehen, dem man wünschen möcht, es tät in Gottes Namen auch der Blitz hineinschlagen, wenn es sonst nicht kann sein, daß der Mann zu einem andern kommt. Aber der Veit holt die Handwerksleut, und während sie an der einen Seit flicken, bröckelt an der andern. Haben sie hier einen Sparren drin, dann zeigt es sich, daß dort auch einer heraus muß, sonst keit das Dach. Jedes Jahr kommt etwas anderes dran. Dieses Jahr sind es die Schwellen. Das ist dann ein Geschäft, dabei könnt einer den Sonnenstich kriegen. Es ist nicht, daß man eben einen Grundbalken ein Stück legt — das könnt man ja am End, wenn man Leut und Sach genug hat zum Unterfangen. Aber wo ist die Schwell an so einem alten Haus nicht hin? Wo soll einer das Stück finden, das im nächsten Jahr nicht auch morsch ist und heraus muß — wenn man dieses Jahr gerade drumherum flickt? Da heißt es dann Sprießen und Brechen, und wenn nicht alle vierzehn heiligen Nothelfer die Achseln stemmen und mit dem Knie stützen, fällt die ganze Herrlichkeit doch ein.

Im Alter von 72 Jahren starb sie am 26. August 1627. Die Inzigkofen Chronik erzählt, daß bei der Öffnung ihres Grabes nach 30 Jahren, um es für andere Tote bereit zu machen, man das Haupt der Verstorbenen mit einem grünen Kranz oder „kreys“ fand, so man „den verstorbenen über hauben, schleyer und weihl pflegt aufzusözen, noch ganz frisch gefunden“ habe. In der Sakristei ist dieser Kranz noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts aufbewahrt worden. Dann ging die Spur verloren.

Das Kloster Inzigkofen wurde ein Opfer der Säkularisation. Still liegen Kirche und Klosterbau inmitten des einstigen Klostergartens. Der Friedhof, malerisch hinter der Kirche gelegen, trägt noch eine Anzahl der Eisenkreuze, mit denen man die Gräber der Klosterfrauen einst schmückte. Dort auch war das Grab der uns so wenig bekannten Mystikerin Paula Merend von Inzigkofen, im stillen Frieden des alten Heiligtums.

Oskar Baur

Der Zimmermann Medard, sonst ein wortkarger Mann, wird anfangen gesprächig. Das ist ein böses Zeichen. Das ist ein Zeichen, daß etwas faul ist bei der Sach. Er tut sogar einen Fluch, und das ist oberfaul. Er kann messen und wägen und winkeln und abrichten, wie er will, und zwanzig Stützpfeiler statt zehn nehmen, den Kurasch kriegt er nicht zusammen, daß er die Schwell aushaut.

Kommt zum Überfluß noch der Veit dahergeschlurft und will auch seine Meinung anbringen. Will vor allem sagen, daß das Haus noch nicht so alt ist und daß man könnt etwas anfangen, wenn man's verstünd als Handwerksmann und so.

Reden kann der Veit, das muß man ihm lassen. Aber der Medard kann nicht reden hören, weil er denken muß. Ein paarmal sagt er auch: „Sei still, ich muß denken“, aber der Veit will sich unbedingt nützlich machen und verhindert die Handwerker, so gut er kann. „Sakkermost!“ sagt der Medard endlich. „Geh doch aus den Füßen! Was willst denn heben an dem Glump? Hättest's gemacht wie der Stoffer!“

Der Veit verdreht seine Augen, denn das ist gegen seine Ehr geredet und fragt — und wenn der Medard nur die Zähn sehen läßt mit einer dummen Antwort, dann fangt er eine —: „Wie hat's der Stoffer gemacht — hä?“

Aber der Medard, der Schweiger, ist nicht in Dülken geboren:

„Ha no?“ — sagt er — „was hat er gemacht? Ne u baut hat er!“ Marie Theres Baur

Die Labour-Abgeordnete Lady Astor ist seit Jahren eine besonders heftige Widersacherin Winston Churchills. Bei einem scharfen Wortwechsel im britischen Unterhaus rief sie einmal Churchill zu: „Wenn ich Ihre Frau wäre, würde ich Ihnen Gift in den Kaffee schütten.“ Churchill antwortete: „Wenn ich Ihr Mann wäre, würde ich den Kaffee dann trinken.“

# Die Mäherin

## Das Grabmal der unbekanntenen Mutter



uf einem kleinen Kirchhof in der Baar findet sich ein schlicht behauener Grabstein, der als einzigen Schmuck das Abbild einer Sichel trägt. Der massige Leib des Uraltens ist schon zur Hälfte im Erdboden versunken; ausgelöscht von den Unbilden der Witterung ist der Name der Schläferin, die hier vor aberhundert Jahren eine Friedstatt fand. Gleichwohl sollte ihre Tat unvergessen sein. Wenn man einen jener Alten fragt, die auf der Bank vor dem Hause geruhsam einen milden Sonnentag auskosten, wer denn unter diesem Stein seinen ewigen Schlaf halte, so kann man wohl zur Antwort bekommen: „Eine Mutter!“

Hier die Geschichte dieser Mutter: In einer Zeit, da die Menschen, verwildert an Leib und Seele durch eines langen Krieges Not, wie das liebe Tier durch die Wälder streiften und eines Mannes Leben oft ausgelöscht wurde um des Gewandes willen, das er auf seinem Leibe trug, geriet auch einer guten Mutter Sohn in üble Gesellschaft und wurde bald von seinen Spießgesellen dazu angehalten, bei ihren Raubzügen Späherdienste zu leisten. Sie versetzten durch ihr schändliches Treiben die ganze Gegend in Furcht und Schrecken, und kein Mensch wagte es mehr, waffenlos sein Feld zu bestellen. Endlich aber gelang es etlichen beherzten Männern, den Schlupfwinkel im Walde auszukundschaften und in einer Nacht das ganze Raubnest auszuheben.

Das Urteil war bald gesprochen, denn eine Unzahl schlechter Taten zeugte klar wider die Gefangenen. Als sie jedoch bei Sonnenaufgang dem Henker überliefert werden sollten, drängte sich durch die harrende Menge ein blasses, abgehagertes Weib, eben jenes verführten Jungen Mutter und bat seinen Richter kniefällig um Gnade für den Sohn. Der Richter jedoch erwiderte ihr: „So wenig du vermagst, den großen Dorfanger bis zum Untergang der Sonne mit einer Sichel abzumähen, so wenig kannst du das Leben deines Sohnes vor einem schimpflichen Ende bewahren!“

Da zog eine fliegende Röte über die blasse Stirn der Frau. Sie hob den demütig gesenkten Blick und sah dem Richter frei ins Angesicht. Beband vor Erwartung fragte sie: „Und — wenn ich es dennoch könnte?“

Da erwiderte ihr der Richter: „So stehe ich zu meinem Wort, und dein Sohn ist frei!“

Sogleich eilte die Mutter zur Wiese, und alsbald sanken die ersten Schwaden un-

ter ihren fieberhaft mähenden Händen nieder.

Der Mittag kam, die Sonne stand hoch und brannte heiß. Aber die Mutter gönnte sich keinen Augenblick der Rast, denn noch stand die halbe Breite des Angers. Längst waren ihre Hände wund, ihr Gaumen ausgedörret, mit tausend glühenden Nadeln stach die Hitze auf ihren gebeugten Rücken ein. Oft schwankte sie und sah Feuerkreise vor ihren Augen tanzen, dann wieder griff eine jähe Kälte ihr ans Herz, daß sie glaubte, den nächsten Atemzug nicht zu überstehen. Aber immer wieder gehorchte der gepeinigten Körper dem unerbittlichen Willen, der ihn Schritt für Schritt vorantrieb.

Als die Schatten lang und länger wurden und die Sonne hinter fernen Hügeln zu versinken begann, stand nur noch ein schmaler Streifen bis zur Grenze. Die Mäherin brach in die Knie, aber sie hielt keinen Augenblick inne. Halbblind von Schweiß und Tränen kroch sie mühsam den Rain entlang, aber die Sichel in ihrer Hand hörte nicht auf, sich durch das Gras zu fressen. Und im nämlichen Augenblick, da der letzte Lichtstrahl hinter den Hügeln erlosch und die Dämmerung ihre grauen Fledermausschwinge über das Land zu breiten begann, war der letzte Schnitt getan. Kein Gräslein stand mehr auf seinem Halm.

Da eilte der Richter hinzu, der zutiefst betroffen und erschüttert seit Stunden das Gelingen des unmöglich Scheinenden verfolgt hatte, um ihr selbst die Freiheit des Sohnes anzusagen. Aber er fing eine Sterbende in seinen Armen auf. Beim letzten Streich der Sichel hatte das tapfere Herz aufgehört zu schlagen.

Friedl Marggraf

